



Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.



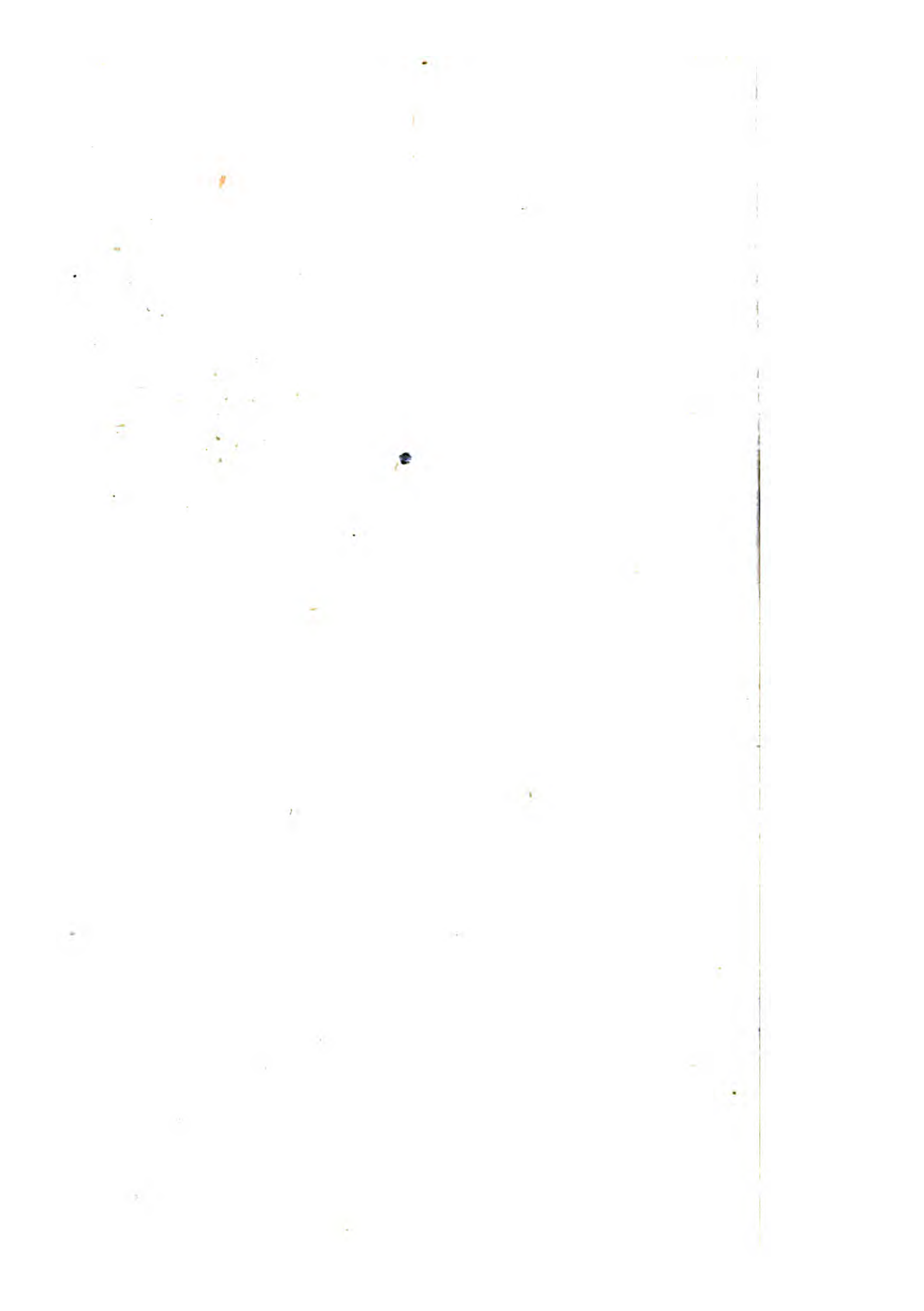
1/60

8-

Vet. Ger. III A. 23







Zeitlosen,

von

D. August Apel.

J. A. Wilmanns

Berlin, 1817.

In der Schuppelschen Buchhandlung



...

I n h a l t.

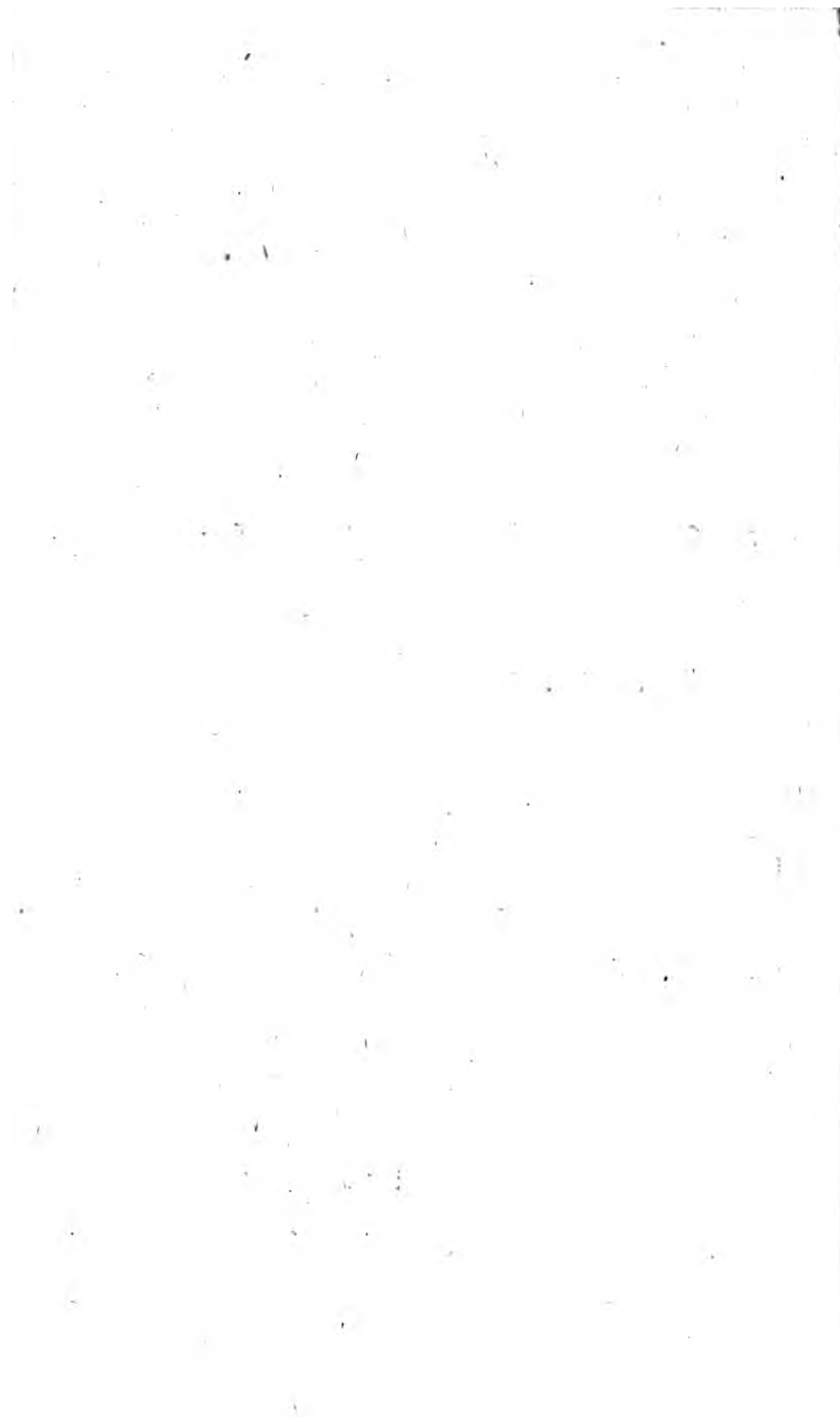
Der Schatzgräber. Volkssage.	1
Darius' Siegesmahl.	45
Enbaris.	71
Legende.	77
Cicade.	80
Minnelied.	81
William's Liebchen.	83
Klage.	89
Der Hahn und die Körbe. Märchen.	93

Fezer Horra. Rabbinische Legende.	147
Pygmalion.	161
Legende.	170
Lord Hereford.	173
Der Lustwald. Idyll.	177
Das blonde Haar. Erzählung.	185
Randaules. Ballade.	227
Der Mondstein und der Stadtschreiber. Erzählung.	241
Elegie	279
Der große Komet.	285
Abschied.	291

Der Schatzgräber

nach

einer Volksfage.



1.

Es war stiller im Städtchen. Die Laden- und Thüren schlossen sich und ein Licht nach dem andern verlosch. Nur vor Meister Bernhard's, des Weißbäckers, Hause saßen auf der Bank des kleinen Gärtchens Gretchen und Carl. Mit jedem Viertelstundenschlag der Stadtuhr seufzte Carl und Gretchen sagte traurig: Nun, Carl, müssen wir scheiden. Gräme dich nicht in der Fremde, es soll einmal nicht seyn. Wer weiß, wo dein Glück dir blüht, denke nur zuweilen an mich, und laß es mich wissen, wenn es dir wohl geht, daß ich mich darüber freue.

Nein — rief dann Carl, und umschlang das feurige Mägdchen inniger — wie könnt' es

mir wohlgehen ohne mein Gretchen! Wenn ich ohne dich leben soll, da fällt mir aller Muth und ich möchte das größte Glück nicht annehmen, würd' es auch umsonst und ohne Mühe mir geboten. Dein Vetter könnt' uns wohl beisammen lassen, er sollt' einen treuen Gehülfen an mir haben: das Brod, das ich bei ihm esse, wolle' ich redlich verdienen helfen, und was braucht' ich mehr, wenn ich Dich, mein liebes Gretchen, hätte?

So sprichst du jetzt — erwiederte Gretchen — du lebst allein, und kommst leicht durch die Welt. Im Hausstande geht es anders; da kommen Sorgen, da ist das nöthig und jenes unentbehrlich, woran man allein kaum denkt. Ich weiß, wie es dem Vetter geht, der doch sehr fleißig ist, und gewiß recht gut; aber doch klagt er oft, weil die Zeiten gar so schwer sind.

Carl hatte noch manches einzuwenden, wie Liebespein doch viel schwerer sey, als Nahrungsfürsorge; und der Abschied verzog sich im

Gespräch, bis der Nachtwächter in sein Horn stieß, und den Einbruch der Nacht ankündigte.

Da trat Meister Bernhard aus der Thür und schälte. Nach ein Ende, Gretchen — sprach er — ich hab' dir nun Zeit genug zum Abschied gelassen. Du mußt morgen früh vor Tage heraus. Wir haben die Hochzeitkuchen zu backen, so ein Verdienst ist heut zu Tage selten.

Gretchen schmeichelte sich an den Alten an. Laßt mich nur noch ein Viertelstündchen bei Carl, Wetter, — sagte sie — Gott weiß ja, ob wir uns in diesem Leben wiedersehn; er geht ja weit über Land und Meer in die Fremde, und ich verschlaf' euch morgen das Einsufern sicher nicht, ich setze mich blos aufs Bett, wie könnt' ich denn vor Weinen zum Schlaf kommen!

Meister Bernhard war selbst bewegt. Hätt' ich nur etwas mehr, Kinder — sagte er — als ich zum nothdürftigen Leben grad brau-

che, so wollt' ich euch das Scheiden gern ersparen; aber ihr wißt's selbst, wie sehr ich den Pfennig zu rath halten muß. Es muß einmal seyn, drum schickt euch drein. Macht euch die Herzen nicht mit einem langen Abschied noch schwerer. Denkt, es muß wohl gut seyn, weil es einmal so über euch verhängt ist. Wer weiß, ob es zu eurem Glücke diene, wenn es euch hierin nach Wunsche ging.

Ach, Vetter — antwortete Gretchen — das ist wohl leicht gesagt, wenn das Unglück einen nicht selbst trifft. Denkt, wie es euch zu Ruthe war vor zwei Jahren, als ihr die Hütte hier verlassen solltet. Und was ist ein Haus, und wäre es von lauter Gold und Edelstein, gegen einen Menschen! Laßt uns immer noch ein Weilchen zusammen sitzen und legt euch in Gottesnamen schlafen.

Der alte Bernhard bewilligte noch ein Viertelstündchen; aber Mitternacht war schon

nahe herangerückt, ehe die Liebenden sich zur Trennung entschließen konnten.

2.

Langsam schlich nun Gretchen in ihr einsames Stübchen. Der Schlaf floh ihre trüben, verweinten Augen. Sie suchte alle kleinen Geschenke zusammen, die sie von Carl erhalten hatte, und breitete sie, bei dem schwachen Licht des Mondes, neben sich auf dem Bette aus. Jedes rufte ihr die Bilder der Vergangenheit zurück, bis sie endlich, verloren in diese Träume der Erinnerung, einschlummerte.

Plötzlich erwachte sie vom Schlaf, erschrocken, daß sie die entlohene Zeit versäumt habe; denn gegenüber bei dem Schmidt war es schon hell, und es schienen sich geschäftige Hände zu regen. Eilig flog sie die kleine Treppe hinab in die Küche, legte Holz zurecht und ergriff Stein und Stahl, um Feuer anzuschlagen; aber in der Eilfertigkeit, mit der sie das Geschäft

trieb, verlöschte sie selbst den glimmenden Zunder. Ungeduldig warf sie das Feuerzeug aus der Hand und ergriff eine Kohlenpfanne, um sie bei dem Nachbar Schmidt mit glühenden Kohlen zu füllen. Hier bliesen die Bälge schon mächtig und die Schmiedegesellen standen bei dem Ambos und schwingen die schweren Hämmer, daß die Funken umher zischten. Gretchen hat, ohne sich viel umzusehen, um einige Kohlen, füllte ihre Pfanne, und eilte zurück, etwas erzürnt über die groben Gesellen, die ihren freundlichen Morgengruß nicht einmal erwiedert hatten. Aber als sie die Kohlen auf den Herd schüttete, waren sie verloschen. Verdrißlich ging Gretchen nochmals in die Schmiedewerkstatt, die Gesellen schmiedeten fort, ohne ihre Entschuldigung zu bemerken. Sie nahm die glühendsten Kohlen vor den Bälgen weg, füllte reichlich ihre Pfanne, und eilte, noch schneller als zuvor, nach ihrer Küche. Allein kaum waren die Kohlen ausgeschüttet, da

lagen sie todt und verloschen vor ihr und kein Hauch konnte einen Funken daraus erwecken. Nach vielen Versuchen mußte sich Gretchen doch entschließen, nochmals nach frischen Kohlen zu gehen.

Sie hatte unter Entschuldigungen ihres öftern Wiederkommens ihre Kohlenpfanne gefüllt und wollte sich eben entfernen, da feierten die Schmiede einen Augenblick mit ihren Hämmern und einer rief ihr mit dumpfer Stimme zu: Laß dich nicht wieder sehen, es ist dein Unglück! Erschrocken sah Gretchen auf, und selbst der Angstschrei, den sie ausstoßen wollte, erstarb ihr auf den Lippen. Das waren keine Lebenden, die hier um den Ambos standen. Drei menschliche Gerippe hielten in den fleischlosen Knochenhänden die Hämmer und fertigten ihre geheimnißvolle nächtliche Arbeit. Gretchen sah, wie die modernden Grabtücher bei den Bewegungen ihrer Arme um sie flatterten, und die Kohlen mit ihrem dunkeln Schein die gräßlichen

Todtenbeine beleuchteten. Sie grinzten das halbtodte Mädchen mit schwarzen Höhlen statt der Augen an, jetzt schienen sie auch ihr Werk verlassen, und die, vom Schreck Erstarrte, ergreifen zu wollen; doch die Angst erneuerte ihre Kraft, sie floh, wie beflügelt, aus dieser Werkstätte des Entsetzens; aber kaum hatte sie ihre Behausung erreicht, als sie ohnmächtig und bewußtlos an ihrem Heerde zu Boden sank.

3.

Meister Bernhard hatte nur leicht geschlafen, denn er traute Gretchens Wachsamkeit nach dem späten Abschied wenig, und gönnt' ihr gern, als er früh noch alles still im Hause fand, die Erquickung des Schlafes. Bald aber bemerkt' er seinen Irrthum. Nach langem Bemühen gelang es ihm, Gretchen zur Besinnung zu bringen. Es war noch dunkel, als sie sich erholte, und die Schmiede und alle Nachbarhäuser noch fest verschlossen. Der Alte

wollte daher Gretchens ganze Erzählung, die ganz unglaublich ihn dünkte, blos für einen lebhaften Traum halten. Es war vergebens, daß Gretchen ihm die geringsten Umstände wiederholte, und ihm sogar die todten Kohlen der Schmiede auf dem Heerd' und in der Kohlenpfanne zeigte; er blieb dabei, die Macht der Einbildung und des Traumes habe schon mehrmals Menschen im Schlaf von ihrem Lager getrieben, daß sie herumwandelnd geträumt und dann die nächtlichen Traumbilder für Wirklichkeit gehalten hätten. Allein, als die aufgehende Sonne mit ihren ersten Strahlen durch die Fenster schien und Wände und Heerd röthete, da zeigte sich ein neues Wunder. Die Kohlen über welche der Schimmer des Frührothes streifte, fingen wunderbar an zu glänzen, es war, als streiften auch sie den schwarzen Mantel der Nacht von sich ab und zeigten sich dem Tage in ihrer wahren, eigenen Gestalt. Meister Bernhard mißtraute seinen Augen, als er

unter Asche und Staub Stücken helles Goldes sich entgegen blinken sah. Er griff zweifelhaft darnach und sah nun mit Erstaunen, wie plötzlich in seiner Hand und auf dem Herde, so weit die Morgensonne leuchtete, sich alle Kohlen in gediegenes Gold umwandelten. Doch nur die Kohlen, die Gretchen auf ihrem nächtlichen Gange aus der Werkstatt der gespenstischen Eisenarbeiter genommen hatte, verwandelten sich, alles übrige blieb todt und unverändert. Du bist ein Glückskind, sagte Meister Bernhard zu Gretchen, du hast einen Schatz gehoben, der dich auf einmal reich macht, wenn du kein Bedenken trägst, solchen Reichthum anzunehmen.

Gretchen konnte ihr Glück kaum fassen. Sie sah sich auf einmal im Besitz eines Schatzes, dessen Werth ihr unermesslich schien. Nun braucht Carl nicht in die Fremde zu gehen, nicht wahr, Better? fragte sie fröhlich und fiel dem alten Bernhard um den Hals. O ge-

schwind, laßt mich aus dem Hause, daß ich ihm alles erzähle. Der Alte hatte viel Mühe, das freudetrunkene Mägdchen zurückzuhalten. Er stand noch immer kopfschüttelnd bei dem Wundergolde, und fragte Gretchen, ob sie denn wirklich Willens sey, diesen Schatz sich zuzueignen? Warum denn nicht Better? — sagte diese kleinlaut — ich habe ja nichts unrechtes gethan, ist's doch, als hätte mir's der Himmel bescheert, recht in der Zeit der Noth, um mich noch mit meinem Carl glücklich zu machen.

Liebes Gretchen — erwiederte der Alte — ich begreife wohl, daß meine Bedenklichkeiten dir nicht gefallen werden, jezt, wo du recht eigentlich dein Glück in der Hand hast. Aber überlege doch, ob so eine unheimliche Mitternachtsstunde, wo die Frommen unter dem Schuß der heiligen Engel das Nachtgraun verschlafen sollen, die Zeit ist, wo der freundliche Himmel die Menschen äffen wird, um ihnen so seltsame Gaben auszuspenden. Hat dir nicht, wie

du selber sagst, zum Tode geграuset vor den gräßlichen Schreckbildern? und haben sie dir nicht, statt eines Dankes und Morgengrusses gedrohet, wenn du in deiner Unschuld noch einmal wiederkommen würdest, so sollt' es dein Unglück seyn? Das sind mir keine guten Geister, die sich in die Ueberbleibsel von der Verwesung kleiden, und den Lebendigen Furcht und Entsetzen einjagen. Ich will dir dein Glück nicht verleiden: aber man hat der Exempel von alten Zeiten, daß der Böse seine Schätze immer nur auf harte und schwere Bedingung giebt, oder doch die Menschen bethört, daß das Geld wieder zu nichts wird. Darum gedulde dich wenigstens drei Tage, daß wir sehn, ob dein Schatz unverändert bleibt, und dann geh mit deinem Gewissen zu Rathe, schenke einen Theil deines Reichthums der Kirche und sprich gegen Niemand, selbst gegen deinen Carl nicht von deinem Glück und deinem Abenteuer: es soll nicht gut seyn, auch weckt es nur Neid und

Mißgunst unter den Leuten, und macht überlästige Nachfragen, was auch nicht gut ist.

Gretchen versprach, ihrem Vetter in Allem zu gehorchen. Indessen wurde Carls Abreise noch einige Tage aufgehalten, und weil der Schatz unverändert blieb, was er war, und selbst das Geschenk in Priestershand sich nicht verwandelte, so ward der Alte in seinen Bedenklichkeiten nachgiebiger, stellte sich bewegt durch die Leiden der Liebenden beim Abschied, empfahl Carl'n Fleiß und Emsigkeit, und übergab ihm zur Hochzeit sein Haus, mit dem stillen Vorfas, ihn von dem gefundenen Schaze im Geheim zu unterstützen.

4.

Gretchen lebte nun so glücklich mit ihrem Carl, daß ihr bald das nächtliche Abenteuer in der Schmiede wie ein Märchen oder dunkles Traumbild vorkam. Selbst der alte Bernhard vergaß beinah den Schaz in seiner

Verwahrung; denn Carl arbeitete mit seinem jungen Weibe so emsig, daß sie keiner Unterstützung von fremder Hand bedurften. Die kleine Hütte ward Carl bald für seine Geschäfte zu eng; denn neben seiner Bäckerei versorgte er das Städtchen und die Gegend noch mit mancherlei Waaren, und er fing an, sich nach einem geräumigen Hause umzusehen. Er wählte unter mehreren, und es währte nicht lange, so ward in der vortheilhaftesten Lage ein ansehnliches Haus feilgeboten; aber der Preis überstieg Carl's Kräfte. Er gab schon, wiewohl ungern, den liebgewonnenen Plan auf, nur Gretchen konnte sich nicht so leicht von dem angenehmen Traume losreißen, das schönste Haus im Städtchen zu bewohnen, und sich im Besiß von Bequemlichkeiten zu sehn, um welche sie früher ihre Nachbarinnen zuweilen beneidet hatte. Jetzt, glaubte sie, wäre die rechte Zeit, von dem todtliegenden Schaze Gebrauch zu machen. Sie sprach mit ihrem Vetter da:
von

von, und fragte, ob das vorräthige Gold wohl zum Ankauf des gewünschten Hauses hinreichend seyn möchte? Der Alte erschrak. Er hörte ungern diesen Schatz erwähnen, und hatte längst Gretchen bereden wollen, das zweideutige Stück einer solchen Haabe aufzugeben und das verdächtige Gold in die Erde oder in das Wasser zu versenken; allein er fürchtete sich, Gretchens Gedanken wieder auf diesen Reichthum zu richten, und hielt es für besser, davon ganz zu schweigen. Jetzt bot er von neuem seine Ueberredungskunst auf, um Gretchen von dem Gebrauch ihres Schazes abzuhalten. Es gelang ihm auch einigemal, ihr durch Erinnerung an die Schrecken jener Nacht, und durch einige Erzählungen von unglücklichen Schatzfindern, ein heimliches Grauen vor jenem Golde zu erwecken; aber die Lust zu dem gehofften, glänzenden Leben verdrängte bald die Furcht. Sie vergaß die Warnung, von dem gefundenen Schaze gegen Jedermann zu schweigen, und bes

schloß, ihrem Carl das Geheimniß zu entdecken. Diesem, meinte sie, würd' es besser gelingen, das Vorurtheil ihres alten Veters zu bekämpfen, und diesen zur Herausgabe des Schazes zu bewegen.

Carl hörte Gretchens Erzählung Anfangs mit Erstaunen, zuletzt mit einigem Unwillen an. Warum — rief er mißmüthig, als Gretchen beschloß — warum erzählst du mir erst jetzt diese sonderbare Geschichte, nun ich das Glück, das sich selbst mir darbot, aus den Händen gelassen habe! Nur einen Monat früher, und deine Erzählung hätte mich zum reichsten Manne gemacht. Jetzt, da es zu spät ist, erfahre ich erst, was ich durch deine unverzeihliche Verheimlichung verloren habe.

Gretchen war erschrocken über diese unerwartete Aufnahme ihres Vertrauens. Sie schmeichelte vergebens und bat um Aufschluß über diese räthselhaften Worte. Carl blieb mürrisch und versagte ihr jede nähere Erklärung. Er be-

hauptete, der alte Vetter mache nur Bedenklichkeiten, weil er, nach der Art alter Leute, das Gold gern in eigenem Verschluß behalten wollte, und sagte dabei Gretchen so viel Hartes über den alten Mann, daß sie sich endlich weinend abwendete, und dem Ungefügigen überließ, seinem Unmuth nach seinem Gefallen Luft zu machen.

5.

Der heitere Morgen schien Carln etwas milder gegen seine Gattin gemacht zu haben. Er rufte ihr die mancherlei Ungemächlichkeiten in die Erinnerung zurück, welchen sie beide im ersten Jahre ihrer Ehe, aus Mangel an den nothwendigsten Bedürfnissen, sich ausgesetzt gefühlt hatten. Mit diesem Golde — fuhr er fort — das du mit Angst erworben hast, um es benutzen zu dürfen, hätten wir manche schwere Sorge, manche schlaflose Nacht von uns entfernen können; jetzt könnten wir es den Reichs-

sten in der Stadt gleich thun, und ich hätte nicht nöthig gehabt, mich vor Leuten zu bücken, und gute Worte zu geben, um ein Paar Tage Nachsicht wegen fälliger Zahlung. Aber länger soll auch der Schatz nicht müßig liegen, mir soll ihn der Wetter schon heraus geben.

Mit diesen Worten entfernte er sich. Gretchen wagte es nicht, ihm nachzugehen. Sie hörte bald in dem Zimmer ihres Veters einen starken Wortwechsel, und sah kurz darauf ihren Mann in heftiger Gemüthsbewegung das Haus verlassen.

Beängstiget eilte sie nun zu dem Alten, der zitternd in seinem Lehnstuhle saß, und kaum so viel Kräfte hatte, ihr einige Vorwürfe über ihre Geschwägigkeit zu machen. Siehst du — schloß er die Erzählung von Carl's Betragen gegen ihn — wie bei solchem Reichthum kein Seegen ist? Wir lebten alle glücklich und zufrieden, und jetzt, wo das Unglücksgeld nur unter uns zur Sprache gekommen ist, hat schon

der Feind Zwietracht dadurch in unser stilles Haus gebracht. Gretchen suchte ihn zu besänftigen, und stellte ihm die Nothwendigkeit vor, ein geräumigeres Haus zu bewohnen, allein er blieb bei seiner Meinung und bei dem Vorsatz, in seinem kleinen Hause den Ueberraß seines Lebens zu beschließen und wiederholte, daß er es für Sünde achte, an einem Glücke Theil zu nehmen, das auf so gefährlichem und zweifelhaftem Grunde beruhe.

Carl weidete sich indessen an der Größe seines Schazes. Er fand, daß er nach dem Ankauf des gewünschten Grundstückes noch eine bedeutende Summe übrig behalten würde, um einen Plan auszuführen, der durch Gretchens Erzählung in ihm geweckt worden war. Der Schmidt in der wunderbaren Schmiede, welchem der geheime Reichthum seiner Wohnung unbekannt war, nährte sich von seiner Arbeit nur spärlich, und hatte schon oft sein baufälliges Haus zum Verkauf ausgedoten. Noch kürz-

lich hatte er Carl'n den Antrag gemacht, und dieser glaubte jetzt sein Glück aus den Händen gegeben zu haben, als er durch Gretchen's Erzählung den unbekanntem Werth jenes Gebäudes erfuhr. Jetzt eilte er, den Handel abzuschließen, ehe vielleicht ein Glücklicherer ihm zuvorkommen möchte.

6.

Gegen Abend pflegte der Meister Schmidt gern in einem Wirthshause zu sitzen, und bei einem Krug Bier seine Sorgen zu vergessen. Hier fand ihn Carl, er setzte sich zu ihm, sprach mit ihm von Nahrung und Gewerbe und schenkte ihm fleißig aus seiner Weinflasche ein. Der Hauskauf ward bald Gegenstand des Gespräches, der Schmidt war froh einen Käufer zu finden, und man machte von beiden Seiten nur noch einige Bedenklichkeiten um seine Zufriedenheit klüglich zu verbergen. Unterdessen hatte sich das Zimmer mit Gästen gefüllt, und

es fing an, an Tischen und Sigen zu gebrechen.

Da trat ein Mann von reputirlichem Ansehen an Karls Tisch, grüßte den Meister Schmidt als einen Bekannten, und bat höflich um einen Platz für sich und seine Flasche. Er schien auch für die erhaltene Concession sich dankbar beweisen zu wollen, mußte viele Schwänke zu erzählen, und lustige Trinksprüche zu sagen, daß die Gäste von ihren Tischen aufstanden, und umhertraten, zuzuhören, und Meister Schmidt sich groß wußte, weil der gesprächige Fremde an seiner Seite Posto gefaßt hatte, und seine Rede gemeiniglich an ihn zu richten pflegte. Dem laustufigen Carl war indessen die einstweilige Stockung seiner Handelstraktaten weniger gelegen, er wollte selten mitlachen, sah den Fremden von der Seite und finster an, stieß wohl dann und wann den Schmidt an den Fuß und wiederholte die Kaufspunkte, trieb auch endlich das Wesen so arg,

daß der Fremde aufmerksam ward. Es schien aber nicht, als ob diesem die Gabe des Schweigens verliehen sey; denn kaum waren die Verhandlungen so weit im Gange, daß der sprechlustige Hörer vernahm, wovon die Rede sey, so wendete er sich zu Carl, und sprach mit bedeutendem Lachen: Aha, junger Gesell, ihr tragt gewiß Lust zu dem gediegenen Grunde, weil ihr so ernsthaft um das morsche Gebäude feilscht! Halbpart, so will ich euch behülflich seyn, ihr behaltet noch vollauf.

Carl wollte den Unwissenden spielen, und stellte sich, als begriff er nicht, was der Fremde mit diesen Worten sagen wollte. Aber der Meister Schmidt und die aufhorchenden, neugierigen Gäste bestanden auf näherer Erklärung und besonders wollte der Eigenthümer der Schmiede durchaus wissen, welche Bewandniß es mit dem gediegenen Grunde seines Hauses habe.

Ich muß mich fast wundern — erwiederte

der Fremde — daß ihr Herren Bürger und Einwohner erst von einem Auswärtigen die Heimlichkeiten eurer Stadt erfragen wollt, da es euch doch besser zukam, Neubegierigen Fremden selbst damit Bescheid zu thun. Spielt ihr aber nur die Unwissenden um einen treuherzigen Wandersmann zu foppen und dann zu verlachen, so ist's nicht fein. Mögt ihr denn also hören, was von eurer Stadt im Auslande für Gerede geht.

Nach diesen Worten räusperte sich der Fremde und fing an zu erzählen:

Wenn die Herren in den alten Chroniken ihres Thüringer Vaterlandes nicht unbelesen sind, so werden sie zweifelsohne von dem alten heidnischen König, Merwig oder eigentlich Meerwicht genannt, viel abentheuerliche Geschichten gefunden haben. Seine Frau Mutter pflegte gern einsam im Meere zu baden, und es ging eine Sage, daß sie daselbst mit einem Meermanne vertrauten Umgang habe, daher

nannte man ihren Sohn den Meerwicht oder Merwig. Aber ich würde heute und morgen nicht fertig, wenn ich den Herren alle die Wundergeschichten erzählen wollte, die von diesem König Merwig in alten Büchern und Chroniken beschrieben sind, und mein Nachbar, der Meister Schmidt, ist doch am meisten begierig auf das, was ihn und seine Schmiede angeht. Dieser Merwig war seiner Geburt nach nicht König, sondern von der Mutter Seite ein Verwandter der königlichen Prinzen und ihr Vormund. Weil diese aber sich um das Regiment veruneinigten und der Regierung überhaupt nicht recht gewachsen waren, so stieg er selbst auf den Thron, und ward ein mächtiger Potentat, baute auch zur Sicherheit seines Regiments feste Schlösser im Thüringerland, und hauste auf dem einen, das er Merwigsburg nannte, unweit Erfurt, wo noch jetzt das Dorf Möbisberg seinen Namen behalten hat. In diesem festen Schlosse verwahrte er einen ge-

waltigen Schatz von Gold und Edelstein, den sein Vater, der Meermann, seiner Frau Mutter zum Brautgeschenk verehrt hatte. Späterhin ward das Schloß zerstört, und ein Kirchlein auf den Platz gebaut — ich kann mich nur nicht auf den Namen besinnen.

Das müßte die St. Dionysiuskirche seyn, — sagte einer von den Gästen.

Kann seyn — erwiderte der Fremde — ich kann nicht alle Namen merken; der Schatz des Meermannes blieb aber doch im Grunde liegen. Wer nun das erwähnte Kirchlein gesehen hat, der hat vielleicht oben am Sims drei Menschenköpfe in Stein gehauen, bemerkt, und neben ihnen ein Hufeisen, eine Schneiderscheere und einen Hirtenstab. Ist's nicht also?

Ich hab' es selbst gesehen, — entgegnete der Schmidt. — Es hat mich aber niemand berichten können, was die Zeichen bedeuten.

Damit kann ich dienen — fuhr der Fremde gefällig fort. Die drei Köpfe mit den Zeichen

bedeuten einen Schmidt, einen Schneider und einen Schäfer. Die hatten sich vor alten Zeiten vereinigt, den Schatz zu heben, und stifteten durch diese Bilder ihr Gedächtniß. Der Schäfer kaufte sich für seinen Antheil Ländereien und nannte sie Schaafstädte, der lustige Schneider ließ sich wohl seyn bei der Flasche und bei sinken Dirnen, der Schmidt aber war ein Knauser, vergrub seinen Schatz und ward sein nicht froh, starb auch endlich darüber hin, und soll noch bis auf den heutigen Tag seinen Schatz bewachen. Es sollte mich fast Wunder nehmen, Meister Schmidt, wenn ihr nicht zuweilen so etwas Unheimliches in eurer Schmiede verspürt hättet.

Was? — fuhr der Schmidt auf — in meiner Schmiede soll der Schatz liegen? Ei da wäre mir ja auf einmal aus aller Noth geholfen!

Der Fremde bejahete es und wußte noch viel von der Größe und Kostbarkeit des Schatzes zu rühmen, so, daß dem Schmidt alle Gedan-

ten an den Kauf vergingen. Carl wurde deshalb unwillig auf den Fremden, der durch sein Märchen den Handel gestört habe, die Gäste nahmen Partei, es kam von Worten zu Schlägen, bis endlich die Gerichtsdienner herbei kamen, Friede zu stiften, und Carl, als den Anfänger des Haders, mit sich auf das Rathshaus nahmen, wo er nicht los kam, bis er eine Buße erlegt hatte, die den behandelten Kaufpreis für die Schmiede um ein gut Theil überstieg.

7.

Der Schmidt hatte indessen seine Werkstatt durchwühlt, das Unterste zu oberst gekehrt, und keinen Stein auf dem andern gelassen, ohne etwas zu finden, als was er unter jedem Gebäude finden konnte, nämlich Steine und Schutt. Er bereuete nun, den Kauf nicht abgeschlossen zu haben, schimpfte auf den fremden windbeutelnden Geschichtsklitterer und beschloß,

die Traktaten mit dem schatzlustigen Carl bei erster Gelegenheit von neuem anzuknüpfen. Die Gelegenheit fand sich bald, und Carl zahlte dem schmunzelnden Schmidt gern die größte Hälfte seines gehobenen Schazes für das Recht, den gehofften als sein Eigenthum betrachten zu dürfen.

So froh er über seinen Handel war, so getraute er sich doch nicht, Gretchen etwas von seinen Aussichten zu erzählen. Um indessen ihre Gesinnung zu erforschen, wiederholte er einmal in ihrer und ihres Veters Gegenwart die Geschichte von dem Schaz in der St. Dionysius Kirche. Da bist du übel berichtet worden — sagte der Alte beim Schluß — ich habe die Geschichte oft in meiner Kindheit gehört. Die drei Gefellen waren gottlose Buben, die einmal in die heilige Kirche einbrachen, um den Schaz mit teuflischen Künsten und Beschwörungen zu heben; aber sie bekamen ihren bösen Lohn, für diese böse Arbeit; denn am andern

Morgen fand man sie alle in ihren Häusern todt, die schwarzen Gesichter auf den Rücken verdreht. Ihre Schätze aber waren verschwunden. Zur Warnung stehen nun ihre Häupter noch an der Kirche in Stein gehauen, daß sich fromme Menschen daran spiegeln und nicht in ihre gottlose Fußtapfen treten sollen.

Auf Carl n machte die Erzählung des Alten einen unerwartet tiefen Eindruck. Indem er im Stillen überlegte, warum wohl der Fremde diese Geschichte so ganz anders erzählt habe, fiel es ihm plötzlich auf, wie jener stets vermieden habe, den Namen des heiligen Dionysius oder einen ähnlichen auszusprechen. Er schauerte bei der dunkeln Ahndung, die jetzt in ihm erwachte, und sein Entschluß, den Schatz in der Schmiede zu heben, kam ihm auf einmal sehr frevelhaft und furchtbar vor. Er beschloß, sich wo möglich aus diesem Handel zu ziehen, und, ohne nach mehr Reichthum zu trachten, das ihm beschiedene Gut im Stillen zu genießen.

Allein der Schmidt war froh, seine baufällige Hütte um so guten Preis los zu seyn und wollte von einem Neukauf nichts hören. Dagegen forderten die Verkäufer seines neuen Hauses ihre Zahlung, und da die Ueberreste von Gretchens Schatz nicht zureichten, war Carl genöthigt, Geld aufzunehmen, um die Gläubiger zu befriedigen.

Ueberhaupt schien des alten Betters Meinung, daß durch den Gebrauch des Schazes nur Unsegen in das Haus kommen werde, sich wunderbar zu bestätigen. Carl war fleißig, wie vormals; aber er mußte seine Aufmerksamkeit zu sehr vertheilen, und das Auge des Hausherrn fehlte in manchen Gegenden seiner Haushaltung. Die neue größere Einrichtung machte den Ankauf mancher, bisher leicht entbehrten Bedürfnisse nöthig, und er mußte von neuem borgen, um den dazu erforderlichen Aufwand zu bestreiten. Die unterwühlten Mauren der Schmiede drohten Einsturz, und Carl mußte einen

einen unnützen, theuren Bau unternehmen, um dem von der Obrigkeit beschlossenen öffentlichen Verkauf des verfallenden Grundstückes auszuweichen. Jetzt sehnte er sich oft aus seinem bequemen und reich verzierten Hause in die enge Hütte des alten Vatters zurück, wo seine Geschäftigkeit ihn reichlich nährte und Zufriedenheit nach der Arbeit ihn belohnte. Er überlegte zuweilen, wie er seine vorige einfache Lebensart erneuern könne, aber es war zu spät. Die Gläubiger zweifelten an der Sicherheit ihrer Forderungen und singen an, auf baare Zahlung zu dringen. Carl strengte vergebens alle Kräfte an, die Zudringlichen zu befriedigen; er ließ sein Haus öffentlich zum Verkauf ausbieten, aber niemand wollte es zu dem Preis kaufen, der nöthig war, um die Schuldenlast zu heben. Schon war ihm die gerichtliche Auspfändung angedroht, und er sah sich jetzt in noch tieferer Armuth, als vor zwei Jahren, wo er in die Fremde wandern wollte, um außer dem Vaters

lande sein Glück zu versuchen. Damals war er allein und die Welt stand ihm offen; jetzt litt Gattin und Kind mit ihm, und statt froher Hoffnung auf neue Vaterfreuden, erfüllte ihn Gretchens Anblick mit banger Verzweiflung.

8.

In den düstern Stunden, wo er den ganzen Umfang seines Elends überdachte, fiel ihm zuweilen Gretchens Abenteuer und die Erzählung jenes Fremden von dem Schatz unter seiner theuer gekauften Schmiede ein. Anfangs malte er sich blos mit der Fantasie die verborgenen Reichthümer und das Glück ihres Besitzers aus; bald aber trat auch der Wunsch, sich zum Herrn dieser Schätze zu machen, in seine alten Rechte. Carl besuchte oft die verborgensten Winkel der alten Mauern, er wachte die Mitternacht herauf, ob ihm nicht Hammerschlag und Gebraus der Bälge aus den leeren Wänden entgegen hallen würde; allein es blieb still und ruhig, nicht

einmal der Sturm tauschte mit nächtlichem Ges
heul den Wachenden.

Verlassen von jeder Hülfe beschloß Carl innerhalb der unausgebauten Wände nachzugra
ben. Der Bau machte das Wegräumen des
Schuttes nöthig, und versteckte seine wahre
Absicht. Aber die Arbeiter waren lässig, weil
der Lohn fehlte, und endlich blieben sie, einer
nach dem andern, aus. Der Letzte hatte eben
falls schon aufgesagt, als er am Morgen dem
Bauherrn ein Stück Schlacke, daß er ausge
graben haben wollte, vorzeigte, welches Carl
sogleich für Gold, und ein Stück des gehofften
Schatzes erkannte. Die Ehrlichkeit des Arbei
ters gefiel ihm, er belohnte ihn reichlich, und
machte ihm durch Versprechungen Lust, auszu
halten, blieb auch selbst bei seiner Arbeit, von
welcher er nun mit jedem Augenblick die Früch
te zu erndten hoffte.

Es verstrichen aber mehrere Tage, man
schlug an allen Orten in den Boden, aber wer

der Kohlen, noch Schlacken, noch Gold kamen zum Vorschein. Endlich sagte einmal der Arbeiter: Herr, wenn ihr es nicht ungut nehmen wolltet, so hätte ich etwas auf dem Herzen. Es bedünkt mich, als grübt ihr in diesem Boden nicht des Baues halber, sondern nach einem Schätze. Ist dem so, da macht ihr euch eitel vergebliche Arbeit; denn ein Schatz, zumal wenn er lange liegt, läßt sich durch bloßes Graben nicht heben. Ihr habt doch oft gehört, daß die vergrabenen Schätze in der Erde fortrücken. Das machen die Erdgeister, die das Gold in ihre Gewalt nehmen; denn der Schatz in der Erde ist ihr Lehen und verfällt ihnen, wenn der Schatzherr stirbt. Wenn ihr euch die Zwerglein nicht zu Freunden macht, so ist all euer Thun vergebens.

Carl wollte Einwendungen machen, sprach von Aberglauben und Betrügereien der Schatzgräber, aber der Tagelöhner erwiederte: Ihr habt schon Recht, daß viel Betrüger und Land:

streicher sich mit der Schatzgräberei abgeben; aber ihr könnt sie leicht erkennen, wenn sie von euch Geld oder Kleinodien begehren. Was sollen die Erdgeister mit solchem Kram? Ist ihnen an Schätzen gelegen, so werden sie auch den großen Schatz nicht für ein geringeres lassen und ihr werdet für den kleinen Schatz den großen nicht geben. Daran merkt ihr also leicht den Betrug. Die Erdmännchen sind den Menschen hold und geben ihnen gern die Schätze, nur muß man sich freundlich gegen sie bezeigen, daß sie Zutrauen und Liebe bekommen.

Wie kann man denn freundlich gegen sie seyn — fragte Carl — wenn sie sich nicht zeigen?

Ja — erwiederte der Arbeiter — da soll es vielerlei Wege geben, hab' ich mir sagen lassen. Am leichtesten geht es, nur daß es Zeit kostet, wenn man ihnen alle Morgen und Abende Milch und Honig dahin setzt, wo man den Schatz vermuthet. Damit muß man fortfahren,

bis sie sich sehen lassen, alle Schalttage aber wird die Gabe verdoppelt. Hat man das sorgfältig beobachtet, so kommen sie wenigstens den dritten Schalttag, zeigen sich dem Menschen, und antworten ihm auch, wenn er sie befragt.

Das ist weitausgehend — sagte Carl — giebt es keine geschwindere Art? Die giebt es wohl — fuhr jener fort — nur daß nicht jeder die Gelegenheit dazu hat. Man führt des Abends ein unschuldiges Kind, Knäblein oder Mägdlein, das gilt gleichviel, nur muß es die Erstgeburt von Vater und Mutter seyn, an den Ort. Denn weil die Erdgeister Zwerglein sind und unschuldiger Natur, so lieben sie die Kinder und spielen gern mit ihnen, bringen ihnen auch ihre verborgenen Schätze zum Spielzeug heraus, und lassen das Kind davon mitnehmen, so viel es will. Kann man nun in der Geschwindigkeit das Kind aufheben, und ein Tüchlein von ihm auf den Schatz werfen, so erschrecken die Zwerge und fahren in die Erde, können aber

den Schatz nicht wieder mit sich nehmen, weil er dem Kinde gehört. Freilich behend muß einer seyn, sonst schlägt es fehl.

Carl hatte aufmerksam zugehört. Er beschloß, den Versuch, der ihm nicht gefährlich schien, mit seinem kleinen Sohne zu machen und ließ sich von dem erfahrenen Tagelöhner noch mancherlei von Schatzgräbern und ähnlichen Dingen erzählen. Zur Vergeltung schenkte er ihm beim Abschied ein silbernes Schaustück, das er eben ohne andere gangbare Münze allein in der Tasche fand.

9.

Als er spät nach Hause kam, traf er seine Frau in ungewöhnlicher Bewegung. Sie hatte ihn überall suchen lassen, und entschuldigte ihre verstörte Miene mit einer Angstlichkeit um ihn, die vielleicht von ihrer nahen Entbindung herrühre. Carl fragte nach seinem Knaben, hob ihn einigemal empor, und konnte es sich

selbst nicht abläugnen, daß er dem muntern Kinde nur lieblosete, um die nöthigen Handgriffe beim Schatzheben sich geläufig zu machen. Als er es wieder auf den Boden setzte und sich bückte, fiel ihm etwas aus der Tasche, das Kind griff darnach, und zu Carls Erstaunen faßte es dieselbe Schaumünze auf, die der Tageslöhner vor wenig Stunden bekommen hatte. Ein Christuskopf und ein biblischer Spruch war darauf geprägt.

Dieselben Ahnungen, wie bei jenem unbekanntem Erzähler, der die Namen der Heiligen scheute, erwachten jetzt in Carls Geist. Am andern Morgen erschien der Arbeiter nicht wieder, und Carl schauderte bei dem Gedanken an die gefährliche Gesellschaft.

Gretchens Entbindung rückte näher. Näher aber rückte auch der gefürchtete Augenblick, wo Carls Gläubiger die volle Strenge ihres Rechts auszuüben drohten. Vergebens war jede Bitte um nochmaligen Aufschub; man ver-

langte Zahlung oder seine ganze Habe. Carl dachte jetzt wieder, mit finstern Grimme gegen sein Schicksal, an die Rede jenes Tagelöhners. Das Zweideutige seiner Person selbst gab seiner Rede Wahrscheinlichkeit. Es giebt Augenblicke, dachte Carl, wo es dem Menschen erlaubt ist, ein ungeheures Spiel zu wagen und über Diesseits und Jenseits das Loos zu werfen. Ist es erlaubter mein frommes Weib in mein Unglück zu verflechten, weil jener Schatz vielleicht ein Eigenthum böser Mächte seyn könnte, als einen gefährlichen, zweideutigen Schritt zu wagen, um sie, meine Kinder, und mich selbst zu retten? Des Schicksals Lenker entscheide, ihm sey die große Frage vorgelegt.

Carl ergriff nun die Feder und schrieb im Feuer des ersten Vorsazes an einen entfernten wohlhabenden Freund des alten Bernhard. Ein treues, ergreifendes Gemälde seiner traurigen Lage bereuete die Bitte um Unterstützung vor. Schlag dieser letzte menschliche Versuch

fehl, dann, so hatte er beschlossen, wollt' er die Hülfe der unbekanntten Welt suchen.

Der Brief war schnell geschrieben. Ein Wunder verlang' ich, rief Carl, als er ihn überlas und schauderte. Wird ein Reicher, der mich nur im Ueberfluß achtete, sich meiner erinnern, wird er mich nicht wahnsinnig schelten, daß ich ein solches Opfer von ihm verlange? Er lachte mit wildem Grimme laut auf, dann faltete er den Brief zusammen. Ohne Hoffnung gab er ihn einem Boten, empfahl diesem die möglichste Eile, und ging dann mit starrer Gleichgültigkeit an seine Geschäfte.

10.

Der letzte Abend kam. Der nächste Tag sollte Carl aus dem Besitz seines Vermögens setzen. Gretchen tröstete ihren Mann, selbst der alte Bernhard redete ihm zu, nicht zu verzagen; denn beiden war es bang um den Unglücklichen, dessen starre Fühllosigkeit bei un-

verkennbarem innern Kampf auf nichts Gutes zu deuten schien. Da kam der Bote zurück. Carl sprang ihm hastig entgegen. Bringst du Hülfe? rief er. — Ich bringe keine Antwort — erwiderte der Bote — der Herr war verreiset.

So muß ich schon Rath schaffen — sagte Carl und küßte den Knaben, der auf seinem Schooße spielte.

Mitternacht war vorüber, als ein heftiges Klopfen Gretchen aus dem Schlaf weckte. Ein Unbekannter trat ein, und entschuldigte den nächtlichen Ueberfall durch die dringende Nothwendigkeit eines Geschäfts mit Carl. Man suchte diesen vergebens, sein Bett war leer. Ich bringe eine erfreuliche Nachricht, sagte der Fremde, in der Meinung, man verläugne den Hausherrn, aus Besorgniß neuer Forderungen. Gretchen rief nun überall ängstlich Carls Namen, da trafen ihre Augen auf das Bett ihres Kindes. Es war leer. Der Schreck lähmte ihre Glieder; aber Angst und Muttergefühl

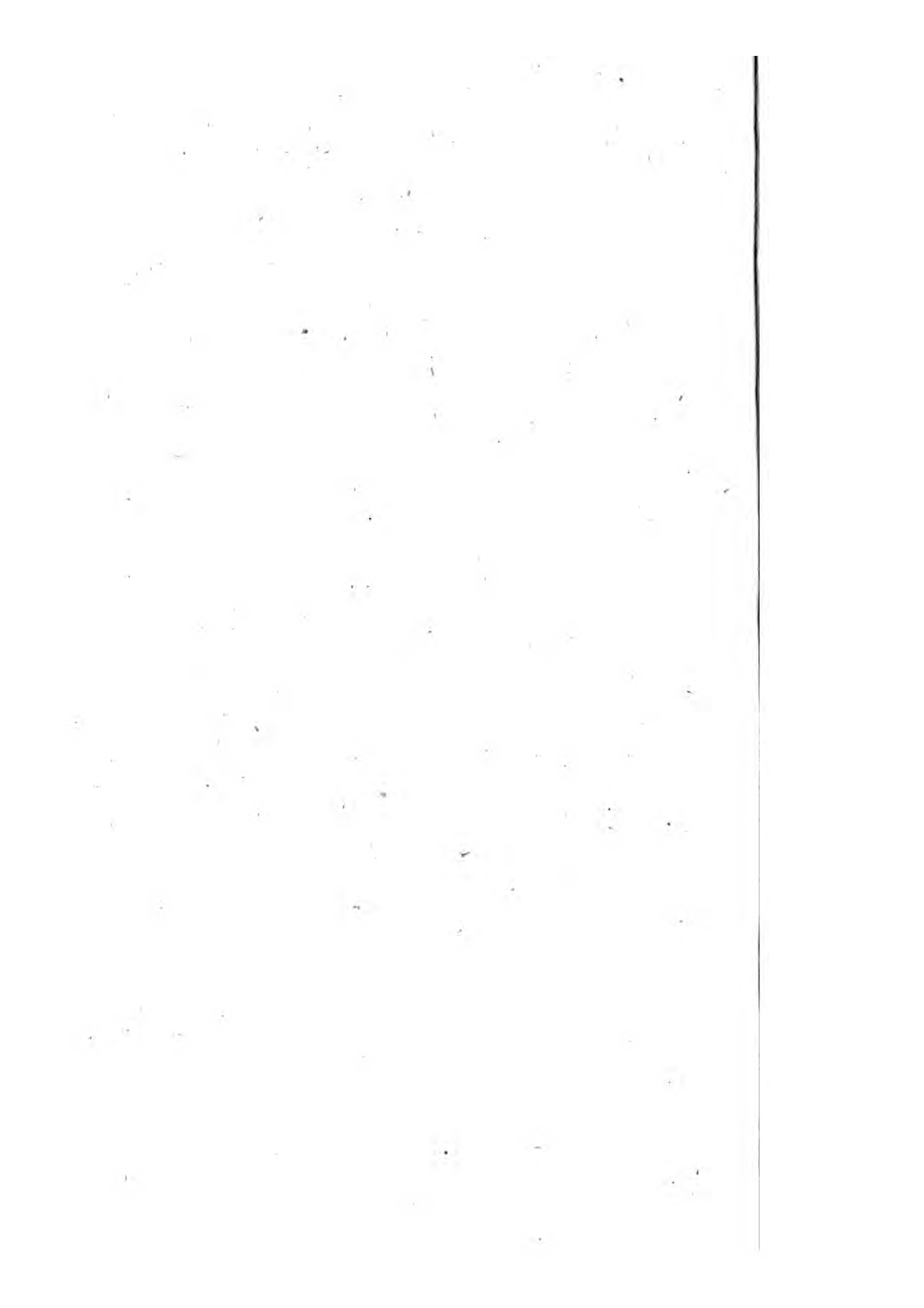
trieb sie flüchtig durch Haus und Hof über die Straße; kaum vermochte der Fremde, ihr zu folgen. Dunkle Abendung trieb sie nach der furchtbaren Schmiede. Ein düstres, röthliches Licht schien dort zu leuchten, und ein dumpfes Winseln hallte ihr entgegen. Jesus Maria! schrie sie laut, das dunkle Licht verlösch; aber die Stimme wehlagte noch fort.

Gretchen sank in die Arme des Fremden. Carl lag verbrannt und zuckend vor ihr, neben ihm todt sein zerschmettertes Kind. Die gräßliche Wirklichkeit stand, ohne Erzählung zu bedürfen, vor Gretchens Seele.

Was hast du begonnen, Unglücklicher! — rief der Fremde. — Ich fand deinen Brief, und eilte herbei, dir zu helfen.

Schweig, schweig! — stöhnte Carl sterbend — diese Hülfe verdammt mich. Ein grinsendes Gelächter in der Luft begleitete seine letzten Seufzer. Gretchen sank entseelt auf den entstellten Leichnam.

Darius' Siegesmahl.



Waffen glänzen im Kriegergedränge,
Jubel umstürmet Lager und Wall;
Hoch im stolzen Triumphgepränge
Feiert Darius des Feindes Fall.
Fern von Jonia's Blütengestaden
Aus Aethiopia's glühendem Sand
Bis an des Ganges geheiligten Strand,
Sind die Satrapen zum Feste geladen.

Aber, eingefügt in Bande,
Klagt Menofis sein Geschick;
Nach des Indus theurem Lande
Schweift mit Thränen des Königs Blick.
Nimmer sieht er die heiligen Auen,
Denn Darius beschloß ihm Tod;

Fruchtlos flehen die Kinder und Frauen,
Ernst und streng ist des Siegers Gebot.

Tief gebeugt an dem hohen Portale
Steht der gefangene, herrliche Greis;
Um ihn rauscht bei dem festlichen Mahle
Laut zu den Wolken des Siegers Preis.
Jubel erschallt, und Posaunen erklingen,
Feiernd schäumt der Traube Saft;
Saiten ertönen und Dichter singen
Lieder zum Ruhme der himmlischen Kraft.

Und huldreich blickt Darius nieder,
Er ruft die Sänger zum goldenen Thron.
Wohl preisen die Kraft die göttlichen Lieder;
Doch dem verheiß' ich den reichsten Lohn,
Wer mir das Mächtigste nennt,
Das keinen Größ'ren erkennt,
Das sich selbst in ewiger Fülle genüget,
Sein Wesen nach keinem Andern füget.

Der

Der König spricht's, und Alles schweigt.
Da tritt aus der glänzenden Schaar
Ein Greis von hoher Gestalt, und neigt
Vor dem König das Haupt mit dem Silberhaar.
Dann prüft er der Harfe goldene Saiten,
Mit würdigem Ton den Gesang zu begleiten:

„Stark ist der Aar in der Wolken Reich.
Neben den Bliß
Baut er den Sig:
Wer in der Luft ist dem Mächtigen gleich?

In der Kraft gewaltiger Fülle
Nagt sich der Löwe mit frohem Gebrülle,
Und bang, wo sich der Starke zeigt,
Bittert Alles im Wald und schweigt.

Aber von götlichem Hauch durchdrungen
Steht der Mensch in geheiligter Pracht,
Von seinem Geist wird alles bezwungen,
Es huldigt die Stärke der höheren Macht.

Menschenkunst gebeut den Fluten,
Ruft das Leben aus dürrem Sand,
Zwingt des Stromes entfesselte Fluten,
Seegenvoll zu befruchten das Land.
Mit gebietendem scharfem Zügel
Ordnet die Bahn sie dem wiehernden Roß,
Hefet des Sturms unermüdete Flügel
Rühn an das wogendurchschneidende Floß.
Selbst um den Preis mit Göttern zu kämpfen,
Hebt sie der Thürme gewaltigen Schaft
Himmelempor mit vereiner Kraft;
Zwietracht nur kann die Mächtige dämpfen.

Darum gebühret der Preis der Stärke
Ihm, dem herrlichen Göttersohn,
Der das Volk zu vereinigttem Werke
Zwingt, vom erhabenen Königsthron.
Mächtig spricht in dem Herzen die Liebe,
Wange scheuet die Brust den Tod;
Aber es schweigen die mächtigen Triebe
Wenn des Königes Wort gebot.

Was in Arbeit die Menschen erraffen,
Was der Sorgende bange bewacht,
Künstler mit bildenden Händen schaffen,
Wird dem Könige dargebracht.
Er winkt, und es schallt die Trompete,
Verlassen steht der Pflug,
Und durch verödete Dörfer und Städte
Wallet der Krieger unendlicher Zug.
An die brechenden Herzen pressen
Weinende Mütter den scheidenden Sohn;
Mutter und Gattin muß er vergessen,
So will's das gebietende Wort vom Thron.
Feindlich hassen sich Nationen,
Finstert der König das Angesicht;
Aber er lächelt, und Millionen
Wohnen in Jubel und freudigem Licht.

Darum soll man den Starcken loben,
Ihn, den herrlichen Göttersohn,
Der, hoch über das Volk erhoben,
Herrscht auf goldenem Königsthron!"

Der Sänger legt die Harfe nieder,
Und laut wie Meerestogenton
Hallt es von tausend Stimmen wieder:
Dem König gebührt der Preis der Lieder,
Dem Starcken auf goldenem Fursthron!

Aber auf ahnenden Lustern getragen,
Durch des Volks lautjauchzenden Chor
Flüstern leise seufzende Klagen
Hin zu des Siegers geschmeicheltem Ohr.
Und er schauet sich um und mahnend
Trifft ihn Menofis traurender Blick;
Finstern wendet er sich, denn ahnend
Sieht er den Wechsel im Konigsgeschick.

„Sänger, dich kann ich nicht belohnen,
Falsches hat dein Gesang bezeugt,
Fülle der Kraft wohnt nicht auf Thronen
Wo dem Stärkern der Starke sich beugt.
Heute fesseln ihn Sklavenbande,
Der noch gestern als König gebot; —

Unter dem purpurnen Herrschergewande
Lebt ein vergänglichlicher Erdengott.“

Darius spricht's und aus der Schaar
Des staunenden Volkes tritt
Ein Mann mit dunkelgelocktem Haar,
Und er naht dem König mit muthigem Schritt.
Hell flammt ihm das Aug', hoch glüht ihm die
Wange
Und es hebt sich die mächtige Brust im Gesange:

„Dem Stärksten töne der Lobgesang!
Krauscht preisend, goldene Saiten!
Laut stürm' in den Jubel der Paukenklang
Des Mächtigen Lob zu begleiten.
Schaum von Pokalen
Lärm von Krotalen,
Bereiten dem Mächtigen frohen Empfang!

Was suchet der Held in dem Waffengeklirr?
Des Sieges stürmende Freude!

Was erobert der Becher beim Bedengeschwirr?
Der Fröhlichkeit göttliche Beute!
Freude, Menschenbeherrscherin,
Mächtige Götterkönigin,
Dich suchet der Starke mit Heldenarm,
Dir schlägt das verlangende Herz so warm!
Glänzende Qual
Ist ohne dich das festliche Mahl.

Wer dich führt zu dem Königsthrono,
Wer dich ruft in der Menschen Kreis,
Ihm erschalle das Lied zum Lohne,
Ihm gebühret der Stärke Preis.

Preis dir, Sieger
Mit dem Doppelgespann
Schönfleckiger Tiger,
Evoe Evan!
Kantelnbekränzter,
Stralenumkränzter,
Thyrsofchwinger,
Gigantenbezwinger,

Herrscher im goldenen Sternenzelt,
Huldigend jauchzt dir die frohe Welt!

Die, zum Verderben der Menschen erkoren
Zeus mit verführender Schöne geschmückt,
Hast du in seeligem Rausche, Pandoren,
Einst zu der Wonne der Götter entzückt.
Und es entwand sich dem göttlichen Schooße
Freude, die lächelnde Blütengestalt,
Schön vergoldend die eisernen Loose
Mit des himmlischen Rausches Gewalt.

Wo dein Lob in der Becher Runde
Water Lydus, mächtig ertönt,
Wird von der Tochter blühendem Munde
Fest und Mahl und Gesang verschönt.
Rosen werden des Grames Nesseln,
Perlen die Thränen, vom Jammer geweint,
Froh dithyrambisch klirren die Fesseln,
Wo deine Kraft, o Iachos, erscheint.

Und um der Krone sonnige Stralen,
Webst du der Freude rothgen Schein:
Königslust saugt aus den Pokalen
Leben und Kraft in dem perlenden Wein.
Eiserner Sinn der gewaltigen Stolzen,
Wildaufbrausender Fürstenzorn
Wird an Nyäos Flamme geschmolzen,
Stirbt in des Zechers umkränzttem Horn.

Drum hallet, Gesänge,
Mit Paukengetön,
Im Festgepränge
Den Starcken zu erhdhn!
Kauscht, mächtige Lieder,
Zachos zum Preis;
Der Olymp hall' es wieder:
Evoe Bassareus!"

Der Sänger schweigt, und bachsche Wuth
Stürmt wild aus Trommel und Leyer.

Es beginnt dithyrambische Feier,
Und freier entflammt sich mänadische Glut;
Der jubelnde Chor
Schwingt Fackeln empor,
Ephedran kränzt der Becher Rand,
Den Thyrsus schwingt die begeisterte Hand,
Und das Siegesmahl
Heiligt Gesang zum Bachanal.

Aber in holder Scham erröthend
Ist dem Gewühl die Fürstin entflohn.
Der König gewahrt es, und jubeltödtend
Schallt das gebietende Wort vom Thron.
Zitternd flieht der gescheuchte Becher,
Bachus' Jubel erstarret zu Stein;
Und in dem hochausschäumenden Becher
Duftet vergessen der schimmernde Wein.

Da tritt aus dem bangen jagenden Chor
Vom Feuer der Jugend warm,

Sanft und kühn ein Jüngling hervor,
Die hallende Cither im Arm.
Und mit den goldenen Saiten im Bunde
Tönt lieblich das Lied von dem purpurnen Munde:

„Hallet, der Cither melodische Töne
Zaubert herbei das verlorne Glück;
Daß sie die Feier der Kraft verschöne,
Rufet, der Cither melodische Töne,
Schmeichelnd die holde Fürstin zurück!

Mächtig erglüh't der göttliche Funken,
Bromio's Rausch, in der fröhlichen Brust;
Doch an Pandora's Busen gesunken,
Huldigte Bacchus der süßeren Lust.
Ungestraft, in dem Blute der Traube
Badete sich des Ebers Fuß,
Als der Gott in der blühenden Laube
Seeligkeit trank in des Mädchens Kuß.

Nur in der Lilienhand Ganymeda's
Spendet der Nektar ätherischen Wahn;

Und die ambrosische Blüte Leda's
Zauberte Bromios' Vater zum Schwan.
Omfale zwang den göttlichen Heros,
Helenen diene der Könige Schaar;
Selbst den fackelgewaltigen Eros
Fesselte Psyche, mit goldenem Haar.

Darum, dem herrlichsten Götterwerke
Löne der Cithar melodischer Klang:
Frauen gebühret der Preis der Stärke,
Alles beugt sich dem lieblichen Zwang.
Was dem verderbten Geschlecht entflohen,
Goldener Zeiten beweinetes Glück —
Frauen, der Schönheit holde Heroen,
Bringen es siegend den Menschen zurück.

Nicht zu des Hades dunkelen Nächten
Wandeln sie, kämpfend, die Heldenbahn:
Zu des Olympus glänzenden Nächten
Finden die Pforten sie aufgethan.

Ohne Kampf wird ihnen die Blüte
Jeder olympischen Gabe zu Theil;
Sie rufen herab der Götter Güte
Und wenden des Zornes verderblichen Pfeil.

Schweigt nun, sanfte Eichertöne!
Neu umglänzt uns des Tages Glück.
Daß sie die Feier der Kraft verschöne,
Daß sie des Königes Zorn versöhne,
Kehrte die holde Fürstin zurück."

Der Sänger schweigt und rings umher
Von tausend frohlockenden Zungen
Wird der Frauen Preis gesungen —
Und es rauscht der Gesang wie das wogende
Meer:

Frauen gebühret der Preis der Stärke,
Alles beugt sich dem lieblichen Zwang;
Preis dem herrlichsten Götterwerke
Töne mit göttlicher Kraft der Gesang!

Da hebt sich der König vom goldenen Thron,
Selbst füllt er den Becher mit Wein:
„Nimm diesen Pokal zu des Liedes Lohn
Geschmückt mit Perlen und Edelgestein,
Du hast den köstlichsten Preis dir errungen,
Weil du das Lob der Frauen gesungen.“

Doch erröthend schweiget der Sänger,
Es versaget die Lippe den Dank,
Und zitternd, bänger und bänger,
Vergeudet die Hand den köstlichen Trank:
O Herr, noch hab' ich den Preis nicht errungen,
Wohl wird noch von Andern ein größres gesungen.

Und der König staunet den Jüngling an:
Was erschüttert dein eigenes Vertrauen
Auf die Macht und Gewalt der Frauen? —
O König, mein Lied war eitler Wahn!
Es wandeln die Frauen auf dorniger Bahn,
Oft bleicht ungefülltes Verlangen,
Oft bitterer Kummer die Wangen.

Ein Höheres ist! Ihm gebühret der Preis.
Es regieret mit Göttergewalt,
Giebt Kraft dem König, dem Jüngling, dem
Greis,
Und der Frauen holder Gestalt.
Was groß ist, ward es durch seinen Vereîn,
Und wo es mangelt, ist eitler Schein.

Wie heißt das Mächtige? Sprich es aus!
Ruft der König in froher Eil:
Der Erste bist du in meinem Haus,
Und was du begehrest, wird dir zu Theil,
Wär's auch, wie die eigene Seele mir theuer,
Ich schwör' es laut, bei dem heiligen Feuer!

Wie, wem die Götter das Liebste gewährt
Was verborgen die sehnende Brust;
So steht der herrliche Jüngling verklärt,
Ihm glüht die Wange von Himmelslust;
Es rauschen die goldenen Saiten der Cither,
Bald störensankt, bald wie mächt'ge Gewitter:

Urquell aller Kraft und Schöne,
Allgefühlter, mächt'ger Drang,
Harmonienband der Töne,
Heil'ge selbst den Lobgesang!
Du entflammst der Sonne Klarheit,
Deffnest ihr des Himmels Thor,
Waltest hoch im Sternenchor,
Ew'ge Göttertochter, Wahrheit!

Walt vom wilddithyrambischen Tanze
Senkt die Mänade den Thyrsusstab;
Mit der Jugend welkendem Kranze
Fällt die Blume der Schönheit ab.
Alter zehrt an des Helden Tugend,
Unstet wanket der Könige Macht;
Aber Du blühst in ewiger Jugend
Lebst unvergänglich in Götterpracht.

Dir getreu entzündet die Sonne
Leben und Licht an dem Sternenzelt;

Dich bekennend, verbreitet sie Wonne
Ueber die blühende Frühlingswelt.
Du vermählst in der Blüte der Frauen
Zartes und Schönes zum Götterbild,
Aber du weichst, und zerstörendes Grauen
Herrscht mit Entsetzen im ouden Gefild.

Doch nie, Göttliche, willst du entweichen,
Mächt'ge, dein Thron ist die Ewigkeit;
Nimmer in deinen unendlichen Reichen
Weht der tödliche Athem der Zeit.
Dein Gewand ist bezaubernde Schöne,
Dein Diadem ist die Herrschermacht;
Aber des Geists unsterbliche Söhne
Schauen dich selbst in der Gottheit Pracht.

Du entladest die segnende Wolke,
Lenkest den Sturm, der die Luft durchbraust;
Aufrecht hältst du den Fürsten im Wolke,
Lettest das Schwerdt an des Helden Faust;
Irrren

Irrenden zeigst du die sicheren Pfade,
Lehrst die Trauernden fromme Geduld,
Lebst in dem König als himmlische Gnade,
Blickst aus dem Sieger als schonende Huld.

Göttliche, deiner ernstestn Feier
Bot Darius den fürstlichen Lohn,
Schweb' um den Helden und ohne Schleier
Schaue dein Bild der Göttersohn!
Heilige Himmelstochter, Wahrheit,
Schmück' ihm den Thron mit unsterblichem
Glanz,
Und um seines Sieges Kranz
Strale dein Licht in milder Klarheit!"

Da erhebt sich der König, er tritt in den
Kreis,
Und fasset des Jünglings Hand:
Du hast dir errungen den höchsten Preis,
Dein sey des Indus erobertes Land.

Wer die Wahrheit weiß als das Höchste zu
schätzen
Den soll man zum Herrscher im Volke setzen.

Und der Sänger mit sehendem Auge
spricht:

O König, behalte das Land!
Was ich begehre nur weigre mir nicht,
Du gabst mir ein theures Unterpfind!
Laß mir — ist Wahrheit im Königsworte —
Den gefangenen Greis dort an der Pforte!

Hast du zürnend ihm Tod gesonnen,
König, verwehender Sturm ist der Zorn!
Wohl umwölkt er das Auge der Sonnen,
Doch ungetrübt ist des Lichtes Born.
Mit des Gewölks hochströmendem Regen
Tränkt noch die Milde befruchtend das Land,
So, an den Zorn, knüpft der König den Segen
Durch des Erbarmens himmlisches Band.

Heitre das Aug', entwölke die Braunen,
Milde schmücket die Majestät!

Hemmt ihr Männer und Frau'n das Erstaun-
nen,

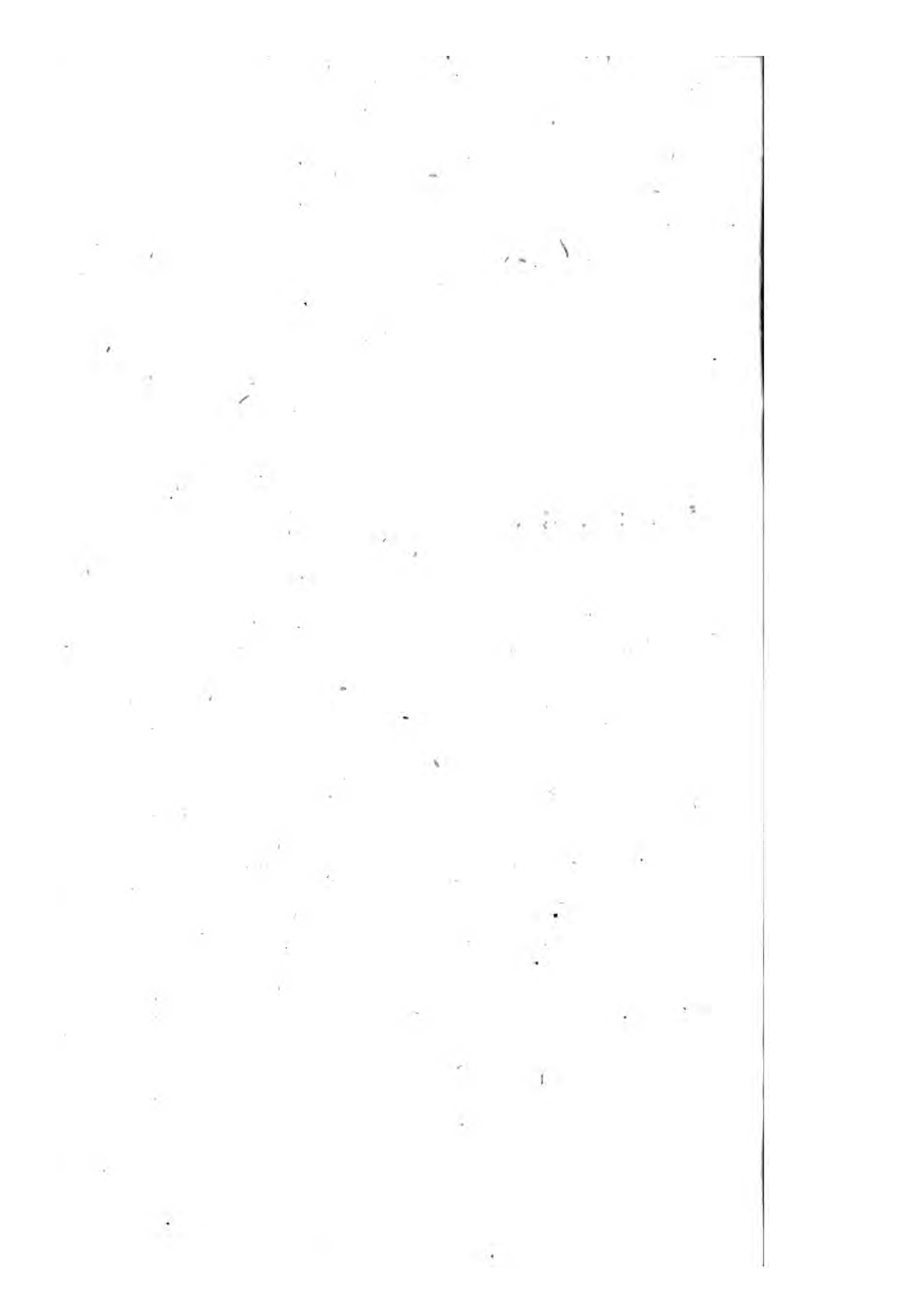
Die Tochter ist's, die für den Vater steht!
Helden, die mächtig das Schwert geschwungen,
Frauen, die reizend den König entzückt,
Helft mir rufen mit tausend Zungen:
Gnad' und Mild' ist's, was Könige schmückt!

Und, gebeugt zu des Königes Füßen,
Streckt vorbittende Arme der Chor;
Aber Darius mit freudigen Küssen
Hebet die herrliche Jungfrau empor:
Theile mit mir der Perser Krone
Gieb mir lächelnd des Lebens Glück,
Doch zuvor zu des Indus Throne
Führe den greisen Vater zurück.

Ja, die Wahrheit, die du besungen,
Hat mir mit Macht gewendet den Sinn,

Und die unpanzerete Brust bezwungen,
Preis ihr, der göttlichen Königin!
Mächtig herrscht sie auf irdischen Auen,
Glanzvoll dient ihr der Sterne Schaar,
Aber der heiligste Hochaltar
Flammt der Göttin im Busen der Frauen.

K l e i n e G e d i c h t e .



S y b a r i s.

Als noch auf des Parnasses Spitze
Apollo's Haine von Gesang erklangen,
Und zu der Musen Göttersitze
Begeisterungsvoll der Menschen Blicke drangen,
Da kamen über Land und Wogen
Der Sänger Schaaren froh gezogen,
Zu danken Phoëbus mächt'ger Gunst
Der Lieder und der Töne Kunst.
Sie beugt nicht goldner Schätze Bürde,
Sie röthet nicht der Opfer Blut;
Ihr Dank ist des Gesanges Würde,
Ihr Opferfeuer Dichterglut.

Und, wie sie freudig aufwärts schauen,
Dünkt eben sie die raube Bahn;

Es bildet Tempe's Blütenauen
Um sie der Dichtung Zauberwahn.
Und aus dem Ton der goldnen Leier
Webt sich, gleich Frühlingmorgenduft,
Um wild Geklapp und grause Felsenklufe
Der Fantasie verschönend holder Schleier.

Doch heimlich, auf des Weges Mitte, droht
Dem unbesorgten Wanderer Tod.
Denn, aufgeschreckt von dem Gesange,
Wälzt aus des Felsen finstrem Spalt
Sich Enbaris verhasste Mißgestalt
Und lauert gleich der giftigen Schlange.

Dies Ungeheur, nicht Mann, nicht Weib,
Nicht Mensch, nicht Thier von Gliedern und von
Leib,
Vereint von jeder Art und jeglichem Geschlechte,
In grausig ecker Bildung nur das Schlechte.
Aus giftgem Moder jener Zornesflut,
Mit der Kronion einst die Welt bedeckte,

Erschwoll die ungestalte Brut,
Und, mit Inkaon's altem Frevelmuth,
Zum Troz den Himmlischen, besleckte
Sie des Parnasses Götterflß mit Blut.
Denn, feindlich jeder Göttergabe,
Zerfleischte Sybaris mit wildem Zahn,
Den Sänger auf des Musenberges Bahn,
Und trug ihn grinsend zu dem Felsengrabe.

Einst wandelte mit Sängerschaaren,
Anmuthig, wie der Liebling Zeus';
Den Kranz in schöngelockten Haaren,
Zum Heiligthum, Alcioneus,
Und wie der Morgen gern die Fluren
Mit zartem Perlenschmuck bethaut,
Wenn er die schlummernden Naturen
Mit jungen Liebesblicken schaut;
So schlingt noch um der Dichtung Schleier
Den Blütenkranz des Knaben Hand,
Und zu der Götter sel'gem Land,
Hebt ihn der Götter heil'ge Feier.

Doch wie von Phöbus Blut berauscht,
Des Knaben Blicke aufwärts schauen,
Hat ihn das Ungethüm erlauscht,
Und streckt nach ihm die grimm'gen Klauen.
Schon droht es ihm mit gift'gen Bissen,
Schon hat es vom umlockten Haupt
Des Kranzes Blütenschmuck geraubt,
Schon wild der Lyra Saitenchor zerrissen,
Und schwach nur kämpft des Knaben zarte Hand;
Da, mächtig wie Kronion's Donnerwetter,
Stürmt Euribatus her, ein gottgesandter
Ketter,
Er faßt das Ungethüm und an der Klippenwand,
In ungeheuren Sturz vom felsigen Parnasse
Zerschmettert er die ungestalte Masse.

Befreit nun von des Wegs Gefahren
Empfing Apollo's Heiligthum
Der Säng'er stets erneute Schaaren,
Und weit erscholl der Musen Ruhm.

Und jedes Große, jedes Schöne
Ward in der Griechen Land vollbracht,
Wo ungestört des Liedes Söhne
Sich freuten des Gesanges Macht.

Nicht mehr auf des Parnasses Gipfel,
Nicht mehr an Pytho's Tempelthor,
Krauscht gottbewegt des Lorbeers Wipfel,
Verstummt ist alter Sänger Chor;
Doch, was der Götter Hand gegeben,
Wird ewig, unvergänglich leben
Und riß der Zeiten dunkler Strom
Der alten Götter Tempel nieder,
Stets neuerjüngt erheben sich die Lieder,
Aus Tempeltrümmern steigt ein prächt'ger Dom.

Auch Sybaris erwacht zum neuen Leben,
Im Hof des Doms, bald mürrisch und bald wild,
Sieht man sein trübes Schattenbild
Gleich einem Kobold um die Pforten schweben.
Noch möcht' er gern mit Blut den Tempel röthen,
Und jeden Sänger, dem das Haupt

Die Muse selbst mit ihrem Kranz umlaubt,
Wie vormals am Parnasse tödten.
Doch, weil die Kräfte jedes Schatten
Durch Grab und Todesnacht ermatten,
Wird nur des Sängers Kranz vom Kobold
noch geraubt.
Und hat er ihn mit Hohn entblättert,
Und frech beschmuzt, was froh die Nachwelt
einst vergöttert,
Dann krächzt er gleich dem Todtenraben:
Die wahre Kunst sei todt und längst begraben.

O Eurybatos, starker Heros,
Als von dem Ungeheur du den Parnasß befreit,
Erfüllten Pindar und Homeros
Die Welt mit des Gesanges Herrlichkeit,
Doch, wer naht jetzt mit Götterfeuer?
Wer schleudert mit Heroenmacht,
Das Schattenungeheuer
Tief in das Reich der Nacht?

L e g e n d e.

Vor den Feinden floh der heil'ge Felix.
Doch sie folgten seinen flücht'gen Schritten.
Nah bei ihm schon waren die Verfolger,
Aber nirgends bot sich eine Zuflucht,
Als des Felsen leicht entdeckte Höle.
„Herr, sprach Felix betend, ist's dein Wille,
Daß ich fürder hier dein Reich verkünde,
Und des Werks mich freue, das dich preiset,
Leicht ja werden dann der Höle Schatten
Mir zur sichern undurchdrungnen Hülle!

Aber hast du deinen Knecht geheiligt,
Daß er Zeuge sei für deine Wahrheit,
Dann, o Heil'ger, nimm mein Blut zum Opfer,
Auch für diese Blinden, die mich tödten.
Und die Höle, wo dein Zeuge blutet,
Werd' alsbald ein Tempel deiner Ehre,
Der die Feinde deinem Reich versammelt." —
So trat er hinein voll hohes Glaubens.
Bald aus allen Felsenrißen drängten
Haufenweis sich Spinnen zu der Oeffnung
Und sie webten emsig vor den Eingang.
Dichte Netze, mehr und mehr erschienen,
Und die Höle schien seit grauen Zeiten
Nur des schwarzen Giftwürms Behausung.

Schnell vorüber war der Feind geeilet,
Weit in fernem Land den Heil'gen suchend.
Und alsbald, gleich seidnem Prachtgewande
Glänzt der Spinnen giftiges Gewebe
Und es strahlt, wie Licht des reinen Demants
Jeder Spinne Rücken und die Füße

Schlingen sich zur schöngewundnen Fassung.
Da vernahm Sankt Felix durch das Zeichen
Daß die heiligen Engel ihn behütet
Vor dem Zorn der wild ergrimnten Feinde.
Und er trat anbetend aus der Höle,
Lehrte viel und mehrte Christi Kirche.

C i c a d e .

Schont uns, Männer der Flur, uns gnügt der
erfreuliche Anblick
Grünender Saat, uns labt einzig der himm-
lische Thau;
Nur vor dorrendem Honigthau, vor giftigem
Mehlthau,
Nehmt ihr Götter das Volk leichter Cicas-
den in Schutz!

Minne-

M i n n e l i e d.

Du, süßer Minne,
Stralende Königinne,
Laß mich dein' Gunst erwerben.
Verderben, sterben,
Muß ich in meiner Vein,
Allein, allein,
Darf ich um deine Minne süß nicht werben.

Dein Augenlichte
Gibt seligen Berichte
Von Himmels klarem Scheine.
Erscheine, meine
Erwählte Liebesbraut!
Vertraut und laut
Sag' ich, daß ich dich meine und sonst keine.

Du Herzens Wunne,
Du, aller Sinnen Sonne,
Mein Herz hast du entzündet.
Entzündet findet
Es nirgend Ruh,
Nur du, nur du
Kannst heilen mich, wenn Minne mich mit dir
verbindet.

William's Liebchen.

Nach dem Englischen.

In dem duftenden Garten zu Bloomhill
Sas Manny auf blühendem Gras,
Sie sas vom Morgen zum Abend,
Da wurden die Wangen ihr naß.

Da wurden die Wangen ihr naß,
Es hob sich der Busen vom Sehnen
Es fielen vom Auge die Thränen
Mit dem Thau in das blühende Gras.

Wo bleibst du, mein trauer William?
Schon erblaßt der röthliche Schein;
Es färben sich schwarz die Wolken,
Im Dunkel bin ich allein.

Im Dunkel bin ich allein,
Die Liebe hat mich verlassen,
Es weicht und will erblaffen
Des Lebens lieblichster Schein.

Da trat zu ihr hin Herr Waters
Und sprach: Was weinst du hier?
Du schönes, du liebliches Mädchen,
Komm, folge zum Tanze mir.

Komm, folge zum Tanze mir!
In leuchtenden prächtigen Sälen
Wird dich der Kummer nicht quälen,
Komm, weine nicht länger hier.

Ich folge dir nicht, Herr Waters,
In den leuchtenden Saal zum Tanz,
Mir ist mein William lieber,
Viel lieber, als Pracht und Glanz.

Viel lieber, als Pracht und Glanz,
Ist mir des Geliebten Umfängen.
Er ist mein einzig Verlangen,
Wähl' ein anderes Mädchen zum Tanz.

Da trat zu ihr hin Lord Straddock,
Er sah sie voll Mitleid an,
Was weinst du, o liebliches Mädchen,
Um William, den treulosen Mann?

Um William, den treulosen Mann,
Sollst du, Schönste, länger nicht weinen,
Komm mit mir, von Allem dem Meinen
Sieh, Mädchen, als Herrin dich an.

Ich danke dir wol, Lord Kraddock,
Doch kann ich nicht theilen die Glut,
Meine Liebe kann ich nicht theilen,
Nicht geben um Geld und Gut.

Nicht geben um Geld und Gut
Kann ich mein Herz und die Liebe,
Ob William mir treu nicht bliebe,
Löschet doch nichts im Herzen die Glut.

Da trat Lord Kraddock's Knappe
John Percy zu ihr: ich stand
Dabei als Herr William geworben
Um Lady Harriet's Hand.

Um Lady Harriet's Hand
Ward William, drum laffet ihn schwinden,
Euch will sich Lord Kraddock verbinden,
Mit euch theilen Güter und Stand.

Und hat sich mein William erwählt
Die Lady zu seinem Gemal,
So kann ich doch einzig lieben
Meines Herzens erste Wahl.

Meines Herzens erste Wahl
Bleibt William; ihm will ich im Leben
Mich lieber zum Liebchen ergeben,
Als Lord Kraddock zum Ehgemal.

Sie sprach es und suchte sich Blumen,
Brach Wermuth und Rosmarin,
Die Myrthe lies sie grünen,
Die Lilie lies sie blühen.

Die Lilie lies sie blühen,
Und die Rose, die duftend erglühte,
Die schöner als Rosen blühte,
Brach Wermuth und Rosmarin.

Da kam ein Ritter im Dunkel,
Er schwang sich vom Kofse herab,
Er umfing die weinende Ranny
Und küßte die Thränen ihr ab.

Er küßte die Thränen ihr ab,
Weg rief er mit traurigem Kranze!
Mit dem Ringlein in funkelndem Glanze
Gib dir Wilhelm die Treu bis zum Grab.

R l a g e.

Blickst du Mond, still nieder zum Blütenlaub,
/ dach?

Sieh, der Frosthauch bleichte die grünen Blätter,
Kalter Herbstwindstoß in den Zweigen schüttelte
Welkendes Laub hin.

Einst, entzückt, durch sprossender Blätter Matts
grün,
Voll von Sehnsucht blickt' ich hinauf zur Lichts
bahn,
Wenn im Frühlingsglanz das Gebüsch erblüht, und
Fern von der Waldung

Scholl Gesang sanftstübender Nachtigallen,
Durch des Abends steigenden Thau ergoß sich
Süßer Wollusthauch von der Blüten Balsam —

Duftenden Kelchen.

Selge Lust drang tief in das Herz, der Ahnung
Leises Zittern hebt in der Brust, ein namlos
Süßes Himmelsglück, wie des Traums un-

Göttliche Bildung

Hieß den Sinn voll trunkener Lust gefesselt.
Doch in Sehnsucht klopfte das Herz, es fand
nicht
Ruh im Frühlingsglanz und der Nachtigall
Lied

Weckte der Wehmuth

Süßen Schmerz, Vorklänge verborgner, lä-
chelnd

Nahder Zukunft schien der Gesang, da trat
mir

Hold im Frühlings schmuck die Gestalt des Mäd-
chens

Freundlich entgegen.

Ihrem Aug' entstrahlte das Licht des Himmels,
Nachtigallton hauchte der Mund. Wie Blus-
men

Blühen in Balsamduft, so erblüht ihr Reiz in
Himmlischer Anmuth.

Doch das Glück schwand flüchtig im Lauf der
Stunden,

Mit des Frühlings Lüften verwehte scheidend
Mir die Wollustzeit der beglückten Liebe;

Weit zu der Heimath

Zog sie fort, wo schöner die Sonne lächelt,
Keine Herbstluft rauheren Frost herbeiführt,
Noch der Nordwindhauch das Gezweig ver-
trauter
Lauben entblättert.

Blick, o Mond, nicht nieder zum Buchenlaub,
dach!
Ded und einsam trauert der Sitz der Liebe
Trüb und wehmuthvoll in das Blattgeflüster
Tönet der Klageruf.

Der Hahn und die Korbbe.

Märchen.

Es war einmal ein König, der besaß ein großes Reich und unermessliche Schätze. Dabei hatte er Glück in allem, was er unternahm. Zog er in den Krieg, so feierte man das Siegesfest in voraus, um späterhin die Zeit nützlicher anwenden zu können. Er konnte nicht besiegt werden, denn er war der Günstling einer mächtigen Fee, und diese hatte ihm das Geschenk gemacht, daß unter seiner Anführung eine Armee entweder siegte, oder nach jeder Niederlage, wie das Haupt der Hydra, sich verdoppelte. Die benachbarten Könige unterwarfen sich ihm, sobald er nur den Wunsch äußerte; seine Soldaten wurden überall mit offenen

Armen empfangen, und man beschenkte sie noch reichlich für ihre Bemühung bei Contributionen und Plünderungen. Endlich mußte er aufhören Krieg zu führen, denn die Gränzen seines Reiches rückten so weit hinaus, daß seine Befehle sie erst erreichten, wenn die Veranlassung dazu längst vergessen war.

Bei aller Virtuosität in der Zauberkunst stand es indessen doch nicht in der Macht seiner Beschützerin, der Fee, ihm einen Wunsch zu gewähren, der mit jedem Tage lebhafter wurde. In seiner Kindheit hatt' er viel von ritterlichen Thaten gelesen und gehört, wie die schönen Damen nur Helden mit siegendem Schwert und Lorbeerkranz den Preis ihrer zarten Minne zugestanden. In seiner Jugend hatte er das Schwert geschwungen, und um den Lorbeer gerungen. Als Mann hatte er seine Provinzen gezählt, und seine Gränzen gemessen, allein da war ihm bald die Zahl, bald der Umkreis nicht rund genug, und
er

er fand bald dies bald jenes nöthig hinzuzusetzen. Als er nun an der Pforte zu dem Winterpallaste des Lebens stand, und bedachte, wem er dereinst alle seine Herrlichkeit hinterlassen sollte, da fiel es ihm schwer und lastend auf das Herz. Der immergrüne Lorbeer umschlang keine grünende Scheitel mehr, und das mächtige Schwert wankte in der zitternden Hand. Bei alle dem gab ihm die schönste Prinzessin mit Freuden ihr Jawort, und der König wunderte sich, daß ihm jetzt ohne Mühe glückte, was er früher in schwerer Arbeit erringen zu müssen glaubte.

Man illuminirte nun zur Vermählungsfeier alle Städte und Dörfer, und alle Gärten und Wälder des großen Reiches so prächtig, daß die Astronomen der benachbarten Planeten, den Untergang der Erde in Feuer zu beobachten glaubten; allein der gehoffte Ehesegen blieb von Jahr zu Jahr aus. Der König ward ungeduldig und bestürmte die Fee mit Bitten, aber

diese schalt ihn aus. Ew. Majestät, sagte sie, haben zwar eine noblere Passion gehegt, als die Menschen, welche man geizig zu nennen pflegt, aber Sie haben dieselbe Thorheit begangen, und die Einsicht, daß es klüger sey, die Mittel, die man hat, zu gebrauchen, als sie ungebraucht zu vermehren, mit den besten Jahren Ihres Lebens bezahlt. Wir Feen können mit unserer Macht nur helfen, wo der Mensch mit seiner Kraft nicht ausreicht. Gegen Thorheit aber hilft kein anderer Talisman, als Geduld und klüger werden.

Der König ward über diese Rede sehr böse. Er schien diesen Talisman nicht zu besitzen, denn er ward täglich mürrischer. Zuletzt führte er ein so strenges Regiment, daß er selbst sich darüber ärgerte, und endlich starb er am Uebermaß seiner üblen Laune.

Bei seinem Tode war niemand vom königlichen Stamme vorhanden, als Prinzessin Lili, die Tochter eines jüngern Bruders des letzten

Königs. Sie war noch nicht volle funfzehn Jahr alt, als sie auf den Thron gesetzt wurde. Denn die weisen Gesetze des Landes gestatteten Prinzessinnen die Thronfolge, und erlaubten ihnen das Herrschen von den Jahren an, wo Mädchen überhaupt, auch ohne Thron und ohne Erlaubniß zu herrschen anfangen. Der vorige König hatte sie nicht wohl leiden können, denn er vergab ihr niemals, daß sie nicht seine Tochter war. Er hatte sie deswegen in einen alten häßlichen Thurm eingesperrt, und ließ ihr nur einen Tag um den andern etwas hartes Brod und Wasser reichen. Aber die Fee war dem König auch nicht mehr hold, seit er alt und mürrisch geworden war, und wendete nun alle ihre Gunst der kleinen Lili zu.

Sie dehnte die Mauern des häßlichen Thurmes durch ein magisches Vergrößerungsglas in die Weite, und rief alle Innungen und Professionen des Feenstaates zusammen, um Thurm und Wildniß in die anmuthigste Grotte mit den schön-

sten Umgebungen zu verwandeln. Auf einmal kamen Legionen Seidenwürmer, und spannen die schönsten Tapeten und Teppiche für Wände und Fußboden. Niedliche Spinnen von allen Farben liefen herbei, und webten die feinsten Gewänder für die Prinzessin, und die schönste bunte Draperie vor Fenster und Thüren; Holzwürmer, groß und klein, schroteten an Brettern und Pfosten in Tönen, welche die vortrefflichsten Harmonien bildeten, und sich wieder in das eleganteste Ameublement nach den reinsten architektonischen Verhältnissen zusammenbauten; Maulwürfe machten den Boden urbar, bunte Kolibris säeten Samenkörner und Turteltauben brüteten unter Küssen darüber, daß die Keime unter ihren Flügeln üppig hervorstüßten, und grünten und blühten.

Lili hatte kaum Zeit die Verwandlungen zu bemerken, da waren sie auch schon vollbracht. Statt des alten, schwarzen Thurmes, stand eine glänzende, geräumige Grotte, mit

vielen Nebenzimmern in einem schönen, blühenden Garten, voll der prächtigsten Bäume und Blumen. Alle Jahreszeiten hatten ihn mit ihren besten Gaben ausgeschmückt, und selbst der Winter war nicht müßig geblieben, denn in den Tagen, wo auch Zauberbäume schlummern müssen, und die lebensmüden Blätter mit jungen Sprossen verwechseln, umzog er die zarten Zweige mit flimmernden Reiskristallen, die den Sternglanz der heitern Nächte nach allen Seiten zurückstrahlten, und die dunklen Gänge und Lauben mit einer dämmernden Beleuchtung füllten, die selbst den magischen Schimmer des Mondlichtes an Lieblichkeit und Zauber übertraf.

Um es an nichts fehlen zu lassen, wählte die Fee ein paar junge, niedliche Mädchen zur Spielgesellschaft für Lili, und damit der König von ihrem fremdartigen Erziehungsplan nicht erfahren möchte, drängte sie die vorige Wildniß so dicht in einen Kreis um den Garten

zusammen, daß kein Mensch Lust bekam, sich durch die wildverwachsenen Dornen und zackigen Felsenstücke durchzuarbeiten.

Der Wärter der Prinzessin, der ihren Thurm nicht mehr fand, merkte wohl, daß hier etwas vorgehen müsse; weil aber der König die Unglücksboten immer mit dem Unglück verwechselte, und als Unglücksmenschen übel abzulohnen pflegte, so hütete er sich, ihm von dem Verschwinden des Thurmes und der Prinzessin etwas zu sagen, und behielt seine Stelle als der erste wirkliche Beamte ohne Amt.

Eins von den beiden Mädchen, die mit der Prinzessin spielten, hieß S i r i, das andere D o r a. S i r i weinte in den ersten Tagen ohne Aufhören, denn die F e e hatte, ohne es zu wissen, sie von ihrem Bruder getrennt, und ohne den glaubte S i r i nicht leben zu können. Bruder A r b o war auch untröstlich, als er seine Schwester vermiste, aber er weinte nicht, sondern er lief durch Felder und Auen, und rief

ohne Unterlaß seine Schwester Siri. Sein Hund half ihm auf die Spur. Er bellte unaufhörlich in die Felsenklippen und in das Dornengehege, und Arbo bahnte sich sogleich, ohne sich zu besinnen, einen Weg. Er kletterte über die Felsen und drängte sich durch die Dornen, bis er endlich in dem schönen Garten und bei der prächtigen Grotte ankam.

Lili sah ihn zuerst und schrie laut auf. Er hatte selbst nicht bemerkt, daß der größte Theil seines Anzuges an den Dornen zurückgeblieben war, und ihm Hände, Gesicht und Füße bluteten. Siri aber erkannte den Bruder sogleich; sie versprach der Prinzessin, nun nicht mehr zu weinen, und alle drei Mädchen tanzten vor Freude mit Arbo in dem Garten und in der Grotte herum, und freuten sich so ausgelassen, daß die Fee in einem andern Welttheil den Lärm hörte, und herzu eilte, um zu sehen, was die Mädchen vorhätten.

Als sie ankam, wollte ihr der neue Gast

nicht recht gefallen. Sie hatte zwar keine Märchen gelesen, aber in vielen selbst eine Hauptrolle gespielt, und kannte die Gewalt der Liebe aus der Erfahrung so gut, als aus interessanten Erzählungen. Deswegen merkte sie bald, daß der kleine Arbo sich in dem Herzen der kleinen Lili festsetzen werde, und weil ihr selbst für die Prinzessin kaum der größte König gut genug schien, so machte sie dem kleinen Usurpator nicht das freundlichste Gesicht. Sollte indessen Siri nicht weinen, und Lili nicht blaß und krank sich härmen, so mußte sie schon nachgeben, und den muntern Arbo eine Zeitlang unter den Mädchen lassen.

Sie wuchsen zusammen heran, die Mädchen tanzten und sangen, Arbo trieb ritterliche Übungen und zog auf die Jagd mit Pfeil und Bogen. Alle gediehen in der einsamen Erziehungsanstalt der Fee zum Bewundern, und Arbo und Lili machten im A B C ihrer An-

schauungen so mächtige Fortschritte, daß der Fee im Ernst anfang, bange zu werden.

Eines Tages kam Arbo nicht zu der gewöhnlichen Zeit von der Jagd zurück. Die Mädchen suchten ihn überall, Siri weinte und Lili wollte sich nicht zufrieden geben. Es verging ein Tag nach dem andern, alle Nachforschungen blieben vergebens. Arbo ward nicht gefunden und kam auch nicht selbst zurück. Die Fee experimentirte vergebens mit ihrer Zauberruße; Lili erließ es ihr nicht, sie habe ihren geliebten Arbo entführt, und machte ihr die bittersten Vorwürfe. Es wäre zu üblen Verhältnissen gekommen, denn Lili hatte ein lebhaftes Köpfchen und die Fee ein etwas empfindliches Naturell. Sie sagte auch wirklich der Prinzessin ihren Schutz auf, und verwandelte Grotte und Garten wieder in den alten Thurm unter Dornen, Disteln und unwegsamem Felsklippen, aber indem Lili anfang, über die Verwandlung zu weinen, kamen die Staats-

räthe mit dem Staatswagen, und führten sie auf den Thron.

Das ganze Volk war geblendet von der Schönheit der jungen Königin und entzückt von ihrer Klugheit, denn im Umgang mit der Fee hatte sie spielend alles gelernt, was nöthig ist, um Land und Leute mit dem größten Ruhm und Anstand zu regieren. Siri und Dora standen ihr bei, und man gestand im ganzen Reiche, daß niemals ein König so regiert habe, als Lili.

Nur die Gouverneurs der eroberten Provinzen waren anderer Meinung. Nach des Königs Tode hatten sie sich größtentheils selbst den Königstitel beigelegt, jetzt behaupteten sie, die Größe des Reiches erfordere schlechterdings einen Mann auf dem Thron, und jeder bot sich selbst der schönen Lili dazu an. Sie lachte anfangs darüber, denn sie hoffte noch immer mit jedem Tage, Arbo werde zurückkommen; dann wollte sie erst ein Viertelstündchen schmollen und

ihm dann um den Hals fallen und die Krone aufsetzen. Allein Arbo erschien immer noch nicht, und die Könige fingen an Ernst zu machen.

Plambu hieß der erste König, der in Lili's Residenz kam, die Braut zu erobern. Als Vorläufer zogen einige Compagnien Köche, Conditors, Bäcker, Gärtner, Dichter, Maler, Schauspieler, Destillateurs und andere Künstler ein, denn König Plambu hatte das Geschmacksorgan in eminenter Ausdehnung, und dieses umfaßte, gleich dem Gall'schen Organ des Hörsinnes, zugleich den eigentlichen und den metaphorischen Geschmack. Mit diesem Zuge kam eine Menagerie aller seltenen eßbaren Thiere an. Heere von Kameelen leuchten unter der Last von Früchten und Gewürzen, und eine Herde Lastthiere trug eine Bibliothek der schönen Wissenschaften, unter Anführung eines eigenen Bibliothekars. Nach allen diesen Vorläufern kam der König Plambu selbst. Er saß auf

einem weißen Elephanten, und war kaum in den für ihn eingerichteten Pallast abgetreten, als er der Königin seinen Besuch ansagen ließ, sobald er sich von der Reise etwas würde erholt haben.

Die schöne Lili, die den Einzug Plambu's vom Balkon angesehen hatte, wußte nicht, sollte sie über dieses gekrönte Haupt lachen oder weinen. Ein Mädchen ist doch recht übel dran — sagte sie zu ihren Vertrauten — jedes Geschöpf, das ein Mann heißt, glaubt sich berechtigt, auf uns Ansprüche zu machen. Habt ihr den Bräutigam gesehn? Der Elephant konnte ihn kaum ertragen, und auf beiden Seiten gingen zwei Riesen, die alle Hände voll zu thun hatten, ihren Herrn im Gleichgewicht zu erhalten. Wie werde ich es nur anfangen, daß ich mich von dem abscheulichen Menschen losmache?

Siri und Dora waren zwar ein paar kluge Mädchen, aber auf diese Frage wußten sie doch nicht zu antworten, denn soviel sahen

ſie eben mit ihrer Klugheit ein, daß König Plambu ein viel zu geſetzter Herr war, um ſich durch ein artiges Troßköpfchen in den Plannen zum Wohl ſeines königlichen Hauſes ſtören zu laſſen.

Indem ſie noch darüber mit einander klagten und weinten, entſtand ein gräßlicher Lärm in den Vorhöfen des Pallastes. Lili glaubte, die Laſthiere König Plambu's hätten ſich losgeriſſen, und brüllten ein Freiheitslied. Siri beſtritt dieſe Meinung, weil ſie Leute gewahr wurde, die auf einer Menge muſikaliſcher Inſtrumente dieſes Getöſes verurſachten, und behauptete, König Plambu habe zu reichlich Wein unter die Bedienung ausgetheilt. Dora lief gar davon, denn ſie ließ es ſich nicht ausreden, daß die Menſchen aus dem Tollhauſe entſprungen ſeyn müßten, weil doch Perſonen mit geſunden Sinnen unmöglich ſolchen abſcheulichen Lärm ſtatt einer Muſik verſüßern könnten. Endlich kam ein Kammerherr mit der Nachricht, König Fa

solla halte eben seinen Einzug und der Lärm sey der Marsch seiner Garde.

Lili war voll Verdruß. Sie beschloß, sich vor diesen Bewerbern nicht sehen zu lassen, und der geheime, wie der öffentliche Reichsrath, hatte alle Beredsamkeit nöthig, um sie zu bewegen, wenigstens die Festlichkeiten anzunehmen, welche die königlichen Freier ihr zu Ehren aufstellen wollten. Die Armee, sagte der Kriegsminister, ist jetzt nicht im Stande den Thron zu schützen, wenn in den Provinzen Empörung ausbricht. Der Schatz ist den Kosten eines Krieges jetzt nicht gewachsen, setzte der Finanzminister hinzu, und der Feldmarschall, fürcht' ich, verlangt viel.

„Und der Feldmarschall fürcht' sich gar viel“ — sagte eine dritte Stimme, als der Finanzminister pausirte, und wiederholte das naive Wortum einigemal. Es war nämlich der Papagei der Königin, der gewohnt war, die letzten Worte, so gut er konnte, nachzuschwätzen.

Man konnte vor Lachen nicht weiter deliberiren, und weil der Papagei das letzte Wort hatte, so behielt seine Meinung die Oberhand, und die Königin beschloß, sich einige Tage zum Besten des Reiches langweilen zu lassen.

Indessen füllte sich die Residenz immer mehr mit Königen, die bei ihrer Lehn- und Herzogs-Herrin zur Audienz gelassen zu werden verlangten. Sie stritten sich einige Zeit um den Vorrang, allein Lili's Hofmarschallamt entschied, daß sie nach der Ordnung ihres Einzugs sich bequemen und diesem gemäß, ihre Feste veranstalten möchten.

König Plambu war also der Erste. Er richtete ein Gastmahl aus, so groß, daß die Gäste, ehe die Voressen servirt waren, sich entfernen mußten, um einmal auszuschlafen. Dasselbe ward noch einmal nöthig, ehe man zum Dessert gelangte, mit dem man endlich am dritten Tage gegen Abend fertig wurde. Nun führte der König die gehoffte Braut in das Theater,

wo ein altes Schauspiel in fünf Akten, von seinem Bibliothekar neu bearbeitet, aufgeführt ward. Dieses währte zwar nicht so lange, als die gesegnete Mahlzeit, allein der Schlaf forderte dafür fünfmal seine Rechte von den Zuschauern, ehe der Vorhang zum letzten mal fiel.

Für den nächsten Tag war von dem König Gasolla große musikalische Akademie angesagt. Seine Kapelle übertraf an Virtuosität bei weitem die Feldmusiker seiner Garde. Die Zuhörer schienen alle von Mücken in der Ohrengegend incommodirt zu werden, denn sie krabbelten sich unaufhörlich an den Schläfen, um gelegentlich die Ohren bedecken zu können, ohne gegen den Respekt zu verstößen. Endlich konnte Lili es nicht mehr ausstehen, und sie fragte den König, welche sonderbare Musik dieses sey?

Nicht wahr — antwortete Gasolla freundlich — so was hat man hier noch nicht gehört? Das ist aber auch die ächte Musik! Meine Musiker

siker dürfen ihre Instrumente niemals stimmen, denn die gleiche Stimmung verursacht eine höchst monotone Einförmigkeit in der Musik, die der freien Kunst durchaus entgegen läuft. Mein Hofpoet, der ein äußerst gelehrter Mann ist, behauptet auch, die gleiche Stimmung sei bloß eine Krücke der neuern Musiker; die Alten hätten sie nicht gekannt und darum so große Wunder mit ihrer Musik gethan, und Felsen bewegt, wie Felsenherzen.

Lili konnte die Ohrenpein nicht länger tragen. Um sich mit guter Art aus der Sache zu ziehen, schlug sie dem verliebten Fasolla einen Spaziergang in den Park vor. Dieser war entzückt, und in der angenehmen Täuschung, als habe die stimmunglose Musik Lili's Herz zur Zärtlichkeit gestimmt, schickte er dem Hofpoeten eine goldene Medaille und ernannte ihn zum geheimen Oberlandesmusikdirektor.

Die andern Könige stellten nun auch nach der Reihe ihre Festlichkeiten an. Einer gab

Bälle, der andere ließ ein Luftlager aufschlagen, der brannte Feuerwerke ab, jener verwandelte das Reich in einen großen Redoutensaal, wo Triumphzüge mit allen Arten von Processionen und Prachtzügen in militärischem, geistlichen, idyllischen und jedem andern Kostum wechselten. Als sie nun alle ihre Huldigungen dargebracht hatten, drangen sie einstimmig darauf, Lili sollte unter ihnen einen Gemahl wählen, sonst wollten sie die Braut mit dem Schwert erstürmen, und entscheiden, wer sie heimführen solle.

Guter Rath war hier sehr theuer. Hätte mich die Fee lieber in meinem Thurm verschmachten lassen, klagte Lili. — Erst hab' ich den schönen Arbo kenne und lieben gelernt, und nicht genug, daß mich die Grausame von ihm getrennt hat, nun soll ich gar einen von diesen Königen heirathen, wovon einer immer häßlicher und wunderlicher ist, als der andere, und alle so alt, daß sie sich schämen sollten, an

solche Dinge zu denken. Die Feen, glaubt' ich, sollten die Menschen beglücken, was nützen sie uns aber, wenn sie uns im Unglück verlassen?

Im Augenblick kam es wie ein Sonnenstrahl durch das Fenster. Der Strahl zerlegte sich, weil er kein gemeiner Sonnenstrahl war, und schneller als ein Blitz stand die Fee im vollen Feenornat vor der erstaunten Lili.

Du sprichst wie ein unerfahrenes Kind, meine — Liebe, sagte die Fee lächelnd. — Wer hat dich denn berichtet, daß wir Feen da sind, um euch Menschenvölkchen zu beglücken? Wir sind Regentinnen, Königinnen der Naturreiche, und brauchen euch eingebildete Narrchen zu Erreichung unserer Absichten, und, weil es überhaupt einige Bequemlichkeit hat, Unterthanen zu besitzen. Darum begünstigen wir euch, oder überlassen euch dem Schicksal, wie es eben trifft und in unsere Pläne sich schickt. Indessen bin ich dir von deiner Kindheit an gut gewesen,

und wenn du nur nicht wieder vergessen willst, daß du nichts von mir ertrogen darfst, so will ich dir diesmal aus deiner Noth helfen. Nimm dieses Körbchen. Es besitzt besondere Tugenden, und kann dir auch künftig von großem Nutzen seyn. Willst du etwas vor den Augen anderer verbergen, so leg' oder stell' es hinein, und im Augenblick wird es in eine schickliche Gestalt umgewandelt, die es unkenntlich macht, so lang' es in dem Körbchen sich befindet. Wird dir das Körbchen entwendet, oder hättest du selbst es weggegeben und es gereute dich, so darfst du nur sprechen: Körbchen klein, schmuck und fein, komm' in Lili's Kämmerlein, und im Augenblick ist es wieder bei dir. Bist du nun ein kluges Mädchen, so wirst du dein Körbchen bestens zu gebrauchen wissen. Mehr kann ich dir nicht sagen, denn ohne Mutterwisß helfen einem überhaupt alle Feengaben nichts.

Die Fee verschwand, als sie ausgesprochen hatte. Lili besah ihr Körbchen von allen Sei-

ten. Es war von Perlen und großen Diamanten mit Gold niedlich zusammengeflochten. Der Boden war ein großer Karfunkel und der Rand ein magischer Zweig, aus welchem täglich frische Rosen hervorblühten, die das ganze Zimmer mit Wohlgeruch erfüllten. Als die junge Königin ihr Körbchen genug besehen, und die Rosen, die fast zu leben schienen, tausendmal geküßt hatte, rief sie ihre Freundinnen und zeigte ihnen den Schatz. Dann freute sie sich von neuem mit ihnen und nun deliberirten die drei Mädchen, wie jetzt das Körbchen am besten zu gebrauchen seyn möchte.

Sie wollten vor allen Dingen sich ein Vergnügen mit den Verwandlungen in dem Körbchen machen, und versprachen sich davon tausenderlei Spaß. Das ist ein Geschenk, wie sich ein Mädchen nur eins wünschen kann — rief Siri und tanzte vor Freude im Zimmer umher. Da darf man ja nur allen altmodischen Fuß, Ringe, Spitzen, Kämmen und was man

sonst nicht mehr brauchen kann, hineinwerfen, und es muß sich in die modernsten Formen verwandeln, wenn die Fee weiß, was eine schickliche Gestalt heißt. Dora wollte geschwind den Versuch machen, aber was sie auch in das Körbchen legen mochte, es behielt alles seine natürliche Gestalt, in dem Körbchen wie außer ihm. Die Mädchen machten dem Feengeschenk finstere Gesichter, aber Lili wollte noch die andre Tugend, welche die Fee daran gerühmt hatte, versuchen. Sie gab Siri das Körbchen, und ließ es von ihr aus dem Zimmer tragen. Dann sprach sie den Zauberspruch: Körbchen klein, schmuck und fein, komm in Lili's Stämmerlein; aber das Körbchen kam nicht wieder, bis Siri, die vergebens wartete, wie es ihr aus den Händen fliegen würde, selbst damit ungeduldig zurückkam.

Die Mädchen waren nun im Ernst verdrießlich, und weil sie nicht glauben konnten, daß es ihnen an Talent zum Zaubern fehle, so läug-

neten sie lieber die ganze Magie des Korbchens und aller Feerei. Lili aber, als die Klügste, erinnerte sich an die Worte der Fee, und nahm ihr Korbchen und seine magische Kraft in Schutz. Es wird schon wirken, sagte sie, wenn die rechte Zeit kommt, jetzt ist seine Zauberkraft nicht nöthig, denn warum sollte es von dir, Siri, zurückkommen, da ich dich liebe, und dir das ganze Korbchen mit Freuden schenkte, wenn du es wolltest. Die Fee sagte: alle Feengaben helfen nichts, wenn man nicht versteht, sie klug zu gebrauchen. Ich hebe mein Korbchen auf, zu rechter Zeit wird es seine Kraft schon bewähren.

Indessen hatte sich neben den Königen noch ein anderer Gast in der Residenz eingestellt. Als nämlich die schöne Lili ihren Freiern zur Revanche ihrer langweiligen Feierlichkeiten ein großes Turnier angestellt hatte, erschien bei diesem ein unbekannter Ritter. Sein Aufzug war zwar im geringsten nicht glänzend, er ging

in einfacher, schwarzer Rüstung, sein Schild war von derselben Farbe, und sein Ross desgleichen, aber sein ganzes Wesen hatte so etwas determinirtes, daß sich die Herolde nicht getrauten, ihn vor dem Einlaß in die Schranken zu examiniren, weil sie glaubten, irgend ein großer König beliebe hinter der unscheinbaren Maske Verstecken zu spielen.

Der schwarze Ritter war indessen niemand anders, als der verschwundene Arbo. Er hatte lange vergebens sich bemüht, den Rückweg zu dem Feenparadies in der Wildniß zu finden, aber natürlich verschwendete er Kraft und Mühe umsonst, denn die Fee war froh, den ungebetenen Gast los zu sehn, und befestigte die natürliche Wildniß um Lili's Aufenthalt noch mehr durch Zauberei und magische Umgebung. Er beschloß Kriegsdienste zu nehmen, aber in dem weiten Reiche herrschte der tiefste Friede. Er wollte über die Gränze, um einem fremden König seine Dienste anzubieten, aber er reisete

Wochen und Monate lang, ohne nur Menschen zu treffen, die von einer Gränze des großen Reiches in ihrem Leben etwas gehört hatten. So ein großes Reich ist etwas sehr fatales, sagte Arbo. Wozu übt man sich in der Kunst der Waffen, wenn am Ende niemand mehr da ist, mit dem man Krieg führen kann. Wenn mir einer die ganze Welt schenkte, ich nähm' sie nur unter der Bedingung, daß mein Feind die Hälfte bekäme, damit doch Jemand da wäre, der mich in Thätigkeit erhielt.

In solche Reflexionen vertieft, schlenderte Arbo müßig in einer großen Stadt umher, und besah sich auf dem Markte die ausgestellten Waaren. Unter andern gefiel ihm ein allerliebsteß buntes Vögelchen, das aber ganz traurig in seinem Käfig saß. Ein altes, häßliches Weib, schwärzlich und zusammengeschrumpft wie ein Pfefferkorn, handelte darum, das Vögelchen scheute sich aber vor ihr, flatterte ängstlich umher, und hackte nach der Alten, wenn sie nach

ihm greifen wollte. Was wollt' ihr mit dem niedlichen Thierchen machen? fragte Arbo. Ei, braten will ich mir's zum Mittagsbrod, erwiederte das häßliche Geschöpf, und schmunzelte schon mit den wellen Lippen nach dem guten Bissen. Allein Arbo stieß sie zornig von dem Käfig weg, warf dem Verkäufer eine Hand voll Geld auf den Tisch, und ging mit dem Vögelchen davon.

Die Alte drohte vergebens und bat vergebens, als die Drohungen nicht fruchteten, Arbo trug seinen Vogel in seine Wohnung, tändelte mit ihm, und gab ihm die besten Leckereien zum Futter. Als aber die Sonne untergegangen war, dehnte das Vögelchen, statt einzuschlafen, seine Flügel weit aus, und ward immer größer. Die bunten Federn vereinigten sich zu den schönsten seidnen Stoffen, und aus dem Flaum entspann sich das zarteste Gewebe. Die Flügel rundeten sich zu Armen, die Krällchen formten sich zu niedlichen Sandalen, und in

wenig Augenblicken stand die schönste Fee vor Arbo's Augen, und zwar dieselbe, die der Prinzessin Lili so mütterlich, des liebenden Arbo hingegen etwas stiefmütterlich, sich angenommen hatte.

Wäre Fee Maja nicht eine Fee, und übers dies in den Sitten der feinen Welt wohl bewandert gewesen, so hätte sie einiger Verlegenheit nicht entgehen können, da sie in ihrem Ketter den unbegünstigten Arbo sah. Allein bei ihrer Weltkenntniß wußte sie wohl, daß Großen und Mächtigen Verlegenheit nicht ansteht, und daß sich von bedeutenden Personen alles früher angethane Unrecht durch einige Begünstigungen leicht gut machen läßt. Freund Arbo — sagte sie — du hast mich aus der Gewalt einer Feindin errettet. Das alte Weib, das um mich in Vogelgestalt handelte, war die Fee Schubuna. Sie hätte mich getödtet, oder vielleicht in langer Gefangenschaft gequält. Denn wir Feen müssen alle Jahrhunderte eine

Nacht und einen Tag in einer fremden Gestalt zubringen, und sind so lange aller unsrer Macht beraubt. Es ist billig, daß ich dich für diesen Dienst belohne. Setze dich jetzt auf dein Roß und laß ihm seinen Willen, bis es dich zu dem Plage eines großen Turniers bringt. Dann wirst du dir mit Klugheit und Tapferkeit schon weiter zu helfen wissen.

Mit diesen Worten führte die Fee ihren Ketter zu seinem Roß, sagte diesem etwas in das Ohr, und auf einmal lief das Thier, schneller als ein Vogel durch die Luft fliegt, mit seinem Reiter davon, und ruhte nicht, bis er in Lili's Residenz kam, wo Alt und Jung von nichts redeten, als von dem großen Turnier.

Arbo machte dem Turnier ein schnelles Ende, denn er hob einen Gegner nach dem andern, im ersten Rennen aus dem Sattel; die letzten fielen schon aus Furcht, eh' sie noch getroffen waren. Alle Welt wollte nun den tapfern Ritter von Angesicht sehen, aber er weigerte

sich unerbittlich, sein Visir aufzuschlagen, und wollte niemand seinen Namen entdecken, als der schönen Lili selbst.

Die junge Königin war vor Freuden außer sich, als sie in dem allgemein bewunderten Sieger, ihren geliebten Arbo erblickte. Sie glaubte schon, jede Gefahr sei nun überstanden, und es könne dem Helden im Turnier nicht schwer werden, die überlästigen Freier auch im Felde zu schlagen. Allein der Unterschied war, daß die Könige beträchtliche Armeen in der Nähe hatten, und Arbo ihnen nichts als persönliche Tapferkeit entgegenstellen konnte, denn der Gouverneur der Residenz hatte sich an die Spitze der Garden und der Garnison gestellt, ließ sich König nennen, und machte ebenfalls Ansprüche auf die Braut. Arbo tobte, Lili aber bedeutete ihm, daß hier mit großen Redensarten nichts gethan sey, und beschloß von dem Geschenk der Fee Gebrauch zu machen.

Sie überlegte nun mit ihren vertrauten

Freundinnen ein Viertelstündchen die Sache, dann ließ sie die anwesenden Könige, den Gouverneur und Arbo mit eingeschlossen, zu einer großen Audienz einladen.

Erw. Liebden — redete sie die majestätische Versammlung von ihrem Thron herab an — haben sämmtlich mir die Auszeichnung zugebracht, mich mit Ihrer Hand zu beglücken. Ich bin gerührt von dieser Beweise Ihrer Aufmerksamkeit, und ersuche Sie, die Versicherung anzunehmen, daß meine Wünsche den Ihrigen begegnen würden, wenn nicht ein mächtiges Hinderniß zwischen uns träte. Das beste aber dabei ist, daß es ganz in Ihrer Macht steht, dieses Hinderniß zu heben.

Der königliche Chor schwur im Unisono, vor keinem Hinderniß zu erzittern, und wären Berge zu ebnen, Meere auszutrocknen, oder Welten zu überwinden. Aber Lili lächelte und fuhr fort:

Von so heroischer Art ist das Hinderniß

nicht. Es besteht nur in der Fatalität, daß es gegen die Sitte ist, mehr als einem Gemahl die Hand zu geben. Darf ich es denn aber wagen, unter dieser königlichen Versammlung zu wählen? Dafür werd' ich mich wohl hüten! Jeder von Ew. Majestäten besteht auf meiner Person so lebhaft, daß mir nach Ihren öftern Erklärungen Tod und alles Elend droht, wenn ich nicht die Seine werden will. Muß ich also einmal sterben oder mein Reich meiden, so will ich alles lieber allein tragen, als einen Gemahl, den ich liebe, in mein Unglück mit mir verflechten.

Die schöne Königin hatte zwar einige Mühe, dem schalkhaften Lächeln ihrer Lippen den Anschein des schmerzlichen zu geben, indessen ersetzte der Affekt ihrer Zuhörer, was ihrer Miene an Natürlichkeit abging. Die Freier schwuren, gleich den Freiern der schönen Helena, den Gemahl, den Lili wählen würde, als Oberkönig anzuerkennen, und sein

Recht auf Braut und Reich, mit Blut und Leben zu vertheidigen. Nur, setzen sie vorsichtig hinzu, solle die Königin nicht nach mädchenhafter Fantasie wählen, sondern sie als Helden und Könige um den schönen Preis kämpfen lassen.

Das war es eben, was die schöne Lili wollte.

Sie blickte lächelnd umher und sagte: Wohl! ich bin es zufrieden. Ich will der Preis des Siegers seyn. Aber kein Schwertkampf darf entscheiden; am wenigsten an der Spitze von Armeen. Es werden, wie ich erlebt habe, Ströme Blutes um gar eitler Ursachen willen vergossen, und ich bin stolz genug, mich über die Dinge, um welche ihr Könige Krieg führt, weit erhaben zu dünken. Ich werde Jedem die Bedingung, unter welcher ich ihm meine Hand verspreche, in einer geheimen Audienz eröffnen. Erfüllt er sie, so erkenn' ich ihn als meinen Gemahl, besteht er nicht in der Probe, so bin ich meines Wortes quitt, und Ew. Majestäten versprechen

sprechen jeden, dem ich alsdann meine Hand gebe, als Oberkönig anzuerkennen. Dabei ertheil' ich noch die Versicherung, daß meine Prüfung nichts enthalten soll, was nicht jedem Kinde zu erfüllen leicht vorkommen sollte.

Die liebentzündeten Könige deprecirten jede zu leichte Aufgabe, allein Lili blieb bei ihrem Satz und meinte, die Frage sey hier nicht: schwer oder nicht schwer, sondern, in der Probe bestehn oder nicht bestehn. Wer die Prüfung nicht bestehe, für den sey die leichteste zu schwer gewesen.

König Plambu sollte nun die erste geheime Audienz erhalten. Lili saß in ihrem Boudoir, ihr Feenkörbchen stand vor ihrem Sopha auf einem schön gearbeiteten goldenen Tischchen, und duftete die süßesten Gerüche aus seinen stets neu aufblühenden Rosenknospen. Sie vergaß aber den geschmackvollen König zu erwarten, denn Arbo saß in vertraulicher Unterredung neben ihr. Auf einmal erschollen Troms

peten in den Vorzimmern, die Trommelschläger schlugen Marsch, die paradirenden Garden klirrten mit den Gewehren, Flügelthüren flogen auf, Dora und Siri eilten herbei und meldeten vorläufig die Ankunft des Königs.

Das geheime Audienz-Boudoir war unglücklicherweise ganz am Ende einer Reihe von Zimmern und hatte keinen andern Ausgang als seinen Eingang. Lili, Siri und Dora sahen sich vergebens um, wohin sich Arbo verbergen ließ, und verloren in der Angst alle Fassung, denn die Gefahr war vor der Thür. Arbo begriff zwar die Verlegenheit der schönen Lili nicht, und meinte, als Königin habe sie Niemand Rechenschaft zu geben und übrigens sey er Mannes genug, es mit zwanzig Königen wie Plambu aufzunehmen; allein die Mädchen schoben ihn auf die Seite, und Lili sagte ärgerlich: er verstünde nicht, was sich für ein Mädchen schickte, und sie dürfe sich durchaus mit keinem Mann in tête-à-tête treffen lassen.

Indessen trommelten die Trommeln immer näher, und die präsentirenden Gardes klirrten schon mit den Gewehren vor der letzten Thüre.

Im letzten Augenblick dachte Lili noch an die Zauberkraft ihres Körbchens. In der Angst ergriff sie es, und kaum hatte sie nur den Wunsch gefaßt, Arbo möchte nicht zu groß seyn, um in seinem Schutze sich zu verbergen, so verwandelte sich sein Festwamms von goldenen Stuck in goldfarbene glänzende Federn, der Degen krümmte sich aufwärts und dehnte sich zum hochwallenden Schweif, das purpurne Barett ward zur blutrothen, gezackten Krone, der Spitzenkragen zur zarten, schneeweißen Federkrause, und die Schnabelschuhe zu den zierlichsten, glatteften Krällchen. Der verwandelte Ritter wollte sich wehren, aber statt der Arme schwang er ein paar Flügel, welche ihn, er wußte nicht wie, in das Feenkörbchen trugen. Selbst alles Protestiren und Drohen half ihm nichts, denn statt des zürnenden Ritters sah

und hörte man nichts anders, als den schönsten, niedlichsten Haushahn, der aus dem Körbchen mit einer ganz eignen graziösen Genialität des Bornes heraus krächte.

In diesem Augenblick trat König Plambu ein. Lili begriff die ganze Verwandlung besser, als ihr Hahn. Sie gab dem schmollenden Arbo einen Schlag mit dem niedlichen Finger auf den krähenden Schnabel, und drohte, ihn nicht wieder vor ihre Augen zu lassen, wenn er während der ganzen Audienz nur Miene machte, das Körbchen zu verlassen.

's ist doch wirklich kurios von einem unvernünftigen Vieh, sagte Plambu, als der Hahn sich gehorsam duckte, Schade, daß er nicht geklappt ist, er müßte zartes Fleisch haben. Dabei erbot er sich, die Operation selbst vorzunehmen.

Arbo krächte wie besessen, als der König die kunstgeübte Hand ausstreckte. Aber Lili wehrte den königlichen Operateur noch zu rech-

ter Zeit ab, und drückte den protestirenden Lieb-
ling in sein Körbchen zurück.

Die junge Königin hatte sich zuvor ei-
nen artigen Plan ausgedacht, den beschwerli-
chen Werber durch Hülfe ihres Körbchens los-
zu werden, allein Arbo's Freistatt ließ sich jetzt
nicht zu andrem Gebrauch benutzen, ohne ein
zartes Geheimniß zu verrathen. Indessen hätte
Lili kein junges, gewandtes Mädchen seyn müs-
sen, wenn sie nicht augenblicklich auf einen
schicklichen Ausweg gefallen wäre.

Sie setzte sich auf das Sopha, und winkte
dem König, der noch immer nach dem Hah-
ne äugelte, neben ihr Platz zu nehmen.

Sire — sprach sie nun mit dem anmuthig-
sten, bedeutungsvollsten Lächeln — zweifeln Sie
nicht einen Augenblick an meinen Gesinnungen.
Ich weiß die Verdienste Ew. Majestät zu wür-
digen. Meine Wahl, ich darf es ohne Errö-
then bekennen, ist getroffen — hier klopfte sie
sanft, wie in verschämter Verlegenheit, den ge-

federten Arbo. — Allein mein Wort und die Macht der Umstände gebieten mir, allen Bewerbern um meine Hand, also auch Ew. Majestät, eine Probe aufzulegen. Ich sollte vielleicht strenger dabei seyn, aber ich folge der geheimen Zaubermacht, die mein Schicksal leitet. Dieser Hahn schien vorhin so glücklich, Ew. Majestät Appetit zu reizen. Ich überlasse den Vogel Ihnen, doch als Probe Ihrer Zuneigung erwarte ich, daß Sie mir Morgen ihn mit dem Körbchen unversehrt wieder zustellen. Ein Page wird beides Ihnen diesen Abend nach dem Souper überbringen. Bemerken Sie wohl, Hahn und Körbchen verlang' ich zurück. Lassen Sie daher beides nicht einen Augenblick aus den Augen, denn ohn' eben eitel zu seyn, kann ich doch vermuthen, daß man von mehr Seiten, als Sie glauben, bemüht seyn wird, Ihnen den Preis streitig zu machen.

Plambu war entzückt von den Beweisen der Huld und Liebe, die er aus Lilis Worten,

trotz dem besten Eregeten, heraus erklärte. Er fiel ihr zu Füßen, und das Fallen gelang ihm, wie jenem berühmten Liebhaber auf der Bühne, besser als das Aufstehen, denn hierzu mußte die Königin ihre Vertrauten, Siri und Dora, herbeirufen, die mit großer Mühe das Gleichgewicht des gekrönten Hauptes wieder herstellten. Lili entließ ihn mit schalkhaftem Lächeln, und Siri und Dora übergaben ihn seinem Gefolge, das ihn in dem Vorzimmer empfing.

Das geht prächtig — rief Lili und klatschte in die niedlichen Händchen. Arbo schwang die Flügel, aber im Augenblick hallte der Palast von Fasolla's Kapelle wieder. Du mußt noch ein Weilchen Hahn bleiben, lieber Arbo, bitte, bitte! — sagte Lili und streichelte den unwillig Flatternden. Viel Liebhaber gäben sich alle mögliche Mühe, dem tête - à - tête ihrer Gebieterinnen verborgenerweise beiwohnen zu können, und ich lade dich selbst dazu ein. Sey also hübsch ruhig!

Die junge Königin hatte kaum ausgerebet, als die Thüren sich weit öffneten und Gasolla zur geheimen Audienz eintrat. Er ließ im Vorzimmer eine schmelzende Musik aufführen, und Lili hatte alle Schmeichelei nöthig, um den Arbo, der durchaus akkompagniren wollte, in seinem Korbe ruhig zu erhalten.

Sire — sprach sie, als die Serenate geendigt war — die Harmonien Ihrer Tonkünstler sprechen deutlich die Gefühle aus, mit welchen Ew. Majestät mein Herz zu erfüllen gewußt haben. Erlauben Sie mir, Ihnen auf gleiche Weise in der zarten Sprache der Töne zu antworten. Diese Lyra, zwar von einfachem Ansehen, ist dieselbe, welche einst Merkur mit eigener Hand baute, die Schildkröte ist dieselbe, auf welcher Venus dem Meer entschwebte, die Hörner sind Io's Hauptschmuck, und die Saiten stammen vom Widder mit goldnem Fließ. Mein gelehrter Antiquar hat es aus sechshundert verlorenen Werken bewiesen, und bei dieser schickli-

den Gelegenheit viel seltene Bemerkungen über die Verzierungen der Gefäße, worein die Alten ihr Vieh zu melken pflegten, mitgetheilt. Ich kann das nicht beurtheilen, allein Ew. Majestät gelehrter Poet wird ihm Recht geben, denn diese Lyra ist wirklich von so besondrer Bauart, daß ihre Saiten in jedem Augenblick und bei jeder Berührung sich verstimmen. Man fühle bei ihren Harmonien fortdauernd die Wirkung, die unsre Musik hat, wenn mitten in einem Stück auf einmal in eine fremde Tonart ausgewichen wird, und ohne Zweifel müßte selbst der Höllenhund bei dieser Musik wenigstens das Bellen unterlassen. Mir ist diese kostbare Reliquie unschätzbar, doch um Ew. Majestät meine unbegranzte Achtung zu bezeigen, trenne ich mich von ihr, heute nach dem Souper wird Ihnen ein Page sie zustellen. Allein, da ich gebunden bin, auch Ew. Majestät eine Probe aufzulegen, so erbitte ich mir morgen beim Lesver die Lyra mit dem Körbchen, worin sie

überbracht wird, zurück. Aus der Aufmerksamkeit, mit welcher Sie mein Geschenk bewahren, werde ich auf den Grad der Aufmerksamkeit schließen, dessen Sie mich würdigen. Lassen Sie das Körbchen mit der Lyra nicht aus den Augen. Die Rückgabe ist die vielleicht zu unbedeutende Prüfung, welche ich Ihnen auflege.

König Fasolla glaubte sich unter allen Mitbewerbern am meisten begünstigt, und wollte seine zärtliche Dankbarkeit so sprechend ausdrücken, daß Arbo vor Eifersucht die Flügel schwang und laut anfing zu krähen. Lili machte dem lärmenden Störer tausend Caressen und dadurch den König, der schon der ungeliebten Störung wegen aufgebracht war, noch übellauniger. Er schwur dem fatalen Hahne im Korbe den Tod, und entfernte sich unter passenden Akkompagnement seiner Kapelle.

Arbo mußte in seiner Hahngestalt noch alle geheime Audienzen der Brautwerber abwarten, und hätte jedesmal am Schluß Veranlas-

sung, laut aufzukrähen, und die Könige auf den fatalen Hahn im Korbe böse und eifersüchtig zu machen. Denn Lili hatte aus den Festlichkeiten ihrer Bewerber das Steckenpferd eines jeden bemerkt, und versprach nun diesem einen goldenen Schlüssel, der alle Festungen schloß, wenn man ihn aus einer Hand in die andre brachte, jenem eine Feder aus dem Flügel des fabelhaften Vogel Greif, von besonderer Tugend für Diplomaten, dem ein paar Körner aus den sieben dürrn Aehren Egyptens, einem andern eine magische Krone, die jährlich zwei Junge mit den dazu gehörigen Ländern bekam. So glaubte jeder etwas zu erhalten, wonach er lange gestrebt hatte, und fand die Forderung es eine Nacht wohl zu bewahren, so lustig, daß er das klare Jawort der schönen Königin fast unumwunden darin zu sehen meinte, und seine Freude zu Arbo's größtem Verdruss ausströmte.

Nach dem Souper hatten nun die Pagen vollauf zu thun. Kaum hatte einer das prüfens

de Geschenk abgegeben, so eilte der König, es aus dem Körbchen zu nehmen und zu betrachten. Darüber vergaß er das Körbchen, und im Augenblick war dieses verschwunden, und zu seiner Besitzerin zurückgelehrt, um von neuem die Wanderung anzutreten. In einer Stunde war alles glücklich vollbracht. Die Könige waren voll Freude über die Kostbarkeiten im Körbchen und vermiften diese Zugabe nicht einmal, so unbedeutend kam sie ihnen vor.

Am folgenden Morgen standen die Könige früher als gewöhnlich auf. Jeder wollte zuerst das anvertraute Pfand zurückbringen und drängte sich in Lilis Vorzimmer. Endlich erschien die Königin. Aber statt freundliches Empfanges bekamen die königlichen Bewerber ein bitteres Hohnlächeln von dem Munde ihrer Gebieterin, als sie die zurückgebrachten Prüfungsstücke musterte.

So war denn — sprach sie mit verstellter Empfindlichkeit — Ihre Liebe auch dieser ge-

ringen Probe nicht gewachsen! Ueber der Begierde nach dem eiteln Spielwerk, haben Sie die Prüfung vergessen, welche ich Ihnen auflegte, und dadurch sich jedes Anspruchs auf mich begeben. Ich bin nun frei und wähle meinen Gemahl nach meinem Gefallen.

Die Könige fuhren entrüstet und überrascht auf, und jeder deutete auf das zurückgebrachte Prüfungsstück. Aber Lili winkte ihnen ruhig zu bleiben.

Oder — fuhr sie fort — hätte einer von Ihnen wirklich in der Prüfung bestanden? Wohlan! wer mir mein Geschenk in meinem Körbchen zurück bringt, der wird mein Gemahl.

Das wirkte, wie ein elektrischer Schlag auf die Versammlung. Die Könige sandeten Pagen und Hofkavaliers nach ihren Zimmern, um die vergessenen Körbchen zu suchen, allein Hofkavaliers und Pagen kamen achselzuckend zurück und versicherten, daß kein Körbchen zu finden

den seyn, wiewohl sie keinen Winkel undurchsucht gelassen hätten.

Jetzt nahm einer von den Kühnsten unter den Königen das Wort. Er behauptete lech: da die Körbchen nicht mehr vorhanden wären, so müßten sie entwendet seyn. Weil aber die Entwendung in dem geheiligten Bezirk des Pallas geschehen, so sei die Königin ihnen Ersatz schuldig.

Alle Könige jubelten dem Sprecher Beifall zu, und bestanden auf der Auslieferung ihrer Körbe.

Das hatte die kluge Lili eben erwartet. Sie hatte in der Stille für jeden König ein niedliches Körbchen nach dem Muster des Originals, nur ohne dessen magische Kraft, flechten lassen. Jetzt winkte sie ihren Vertrauten, die sogleich mit der nöthigen Anzahl von Körben eintraten.

Ich leugne nicht — sprach sie indessen — daß ich Ew. Majestäten Ersatz für das ver-

schwundene Körbchen schuldig bin, und Sie sehen mich bereit, Ihrem Verlangen Gnüge zu leisten. Nehmen Sie jeder von mir ein Körbchen, es wird Ihnen getreuer bleiben als das erste, ich verlange auch niemals es zurück.

Während sie sprach, hatte sie die Körbchen unter die königliche Versammlung ausgetheilt. Arbo allein, dessen Federkleid sich wieder in einen ritterlichen Anzug verwandelt hatte, erhielt keines.

Ev. Majestäten — fuhr Lili nach der Vertheilung fort, haben nun, was Ihnen gebührt, und damit den verlangten Ersatz. Allein indem Sie die Körbchen von mir als Ersatz annehmen, bekennen Sie, daß Sie die Prüfung, die von mir aufgelegt ward, nicht bestanden haben. Behalten Sie daher die Körbe, ich aber behalte meine Freiheit, meinen Gemahl mir nach meinem eigenen Sinn zu wählen.

Mit diesen Worten reichte sie Arbo die Hand, und stellte ihn den versammelten Königen als ihren Gemahl und Oberkönig des Reichs vor.

Jetzt aber erhoben die Zurückgesetzten einen gewaltigen Lärm. Sie wollten die Entscheidung nicht anerkennen. Weil sie sich aber doch schämten, ohne einen Schein des Rechts den eingegangenen Vertrag wegen der Prüfung gewaltsam zu brechen, so protestirten sie wenigstens gegen die Wahl der Königin, weil Arbo nicht ebenfalls gleich ihnen den Korb zu hüten empfangen hätte.

Sie drängten dabei mit ihren Hofkavaliers so mächtig auf Lili und Arbo ein, daß der designirte Oberkönig genöthigt war, gegen seine künftigen Vasallen das Schwert zu ziehen.

Allein eh' der erste Streich geführt wurde, blendete ein heller Strahl die Augen der Erzurnten, und die Fee, Lilis Beschützerin, stand plötzlich in überirdischem Glanz mitten in dem Thronsaal.

Fügt euch in die Befehle eurer Herrscherin — sprach sie mit Majestät zu der erstaunten Versammlung — und wenn euer Eid euch nicht
heilig

heilig genug ist, so fürchtet meine Macht, die euch schon früher dem Schwert Randur's unterwarf. Arbo, euer künftiger Beherrscher, hat die sicherste Probe bestanden, denn er wußte das Herz der Königin zu gewinnen, und besaß ihre Liebe, während ihr in zwecklosen Thorheiten euch abmühtet, den Preis zu erwerben.

Als die Fee anfing zu moralisiren, erholte sich die Versammlung etwas von ihrem Erstaunen. Die Bewerber erinnerten an die Freundlichkeit, mit der die Königin ihnen die wunderbaren Seltenheiten gezeigt und versprochen habe, und jeder wußte ihre Worte als Gunsterklärungen für sich selbst zu wiederholen.

Eitle Geschöpfe! — erwiederte die Fee. — Mit etwas weniger Verblendung hättet ihr bemerken müssen, daß alle jene Schmeichelworte, welche die Königin in eurem Beisein aussprach, nicht euch galten, sondern ihrem Geliebten, diesen Arbo, der damals, durch meine Gewalt

euren Augen unkenntlich gemacht, ihre Liebsungen empfing.

Der war also der Hahn im Korbe? — rief Plambu beschämt, und der ganze Chor wiederholte den trostlosen Ausruf: der war der Hahn im Korbe!

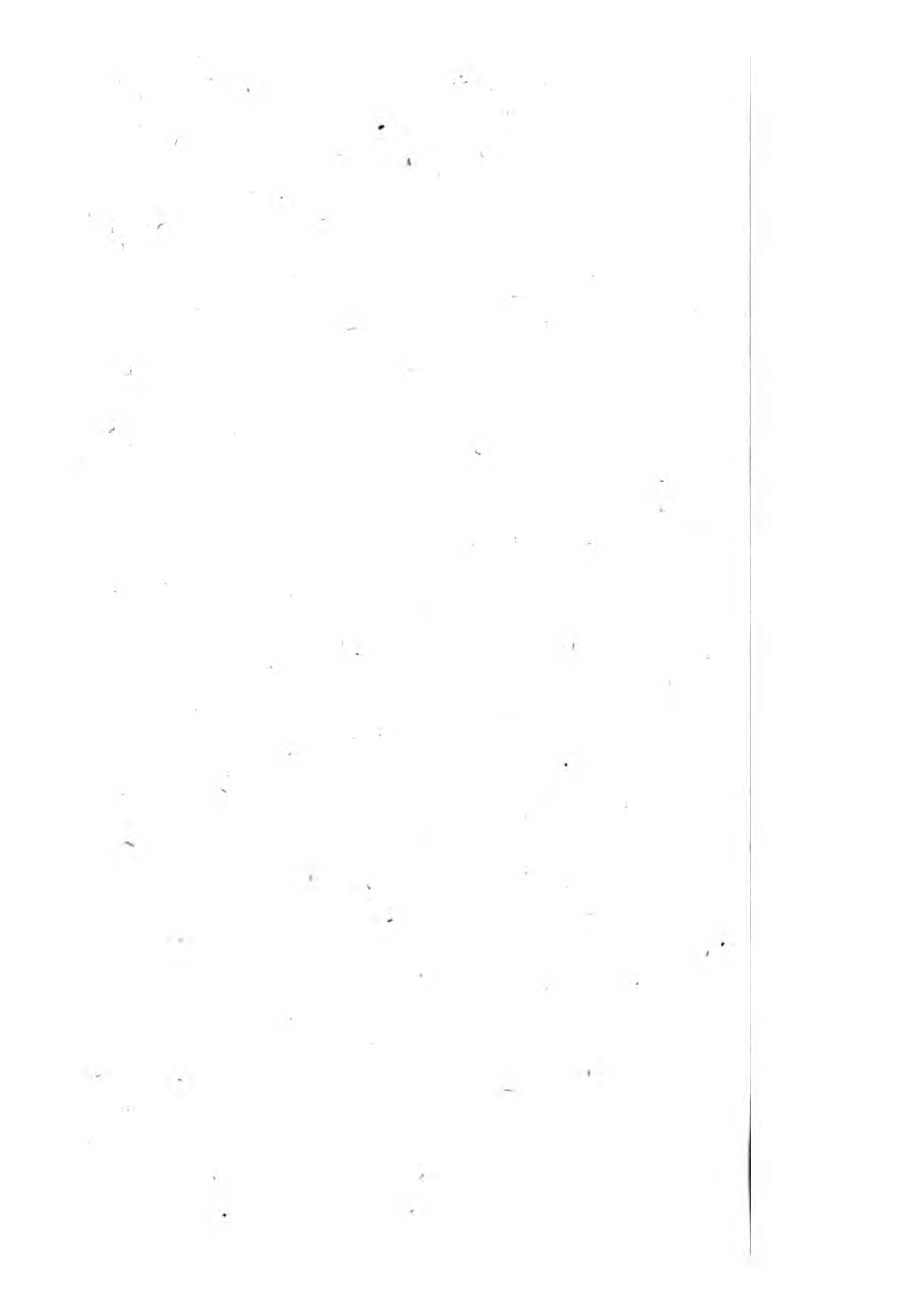
So ist's! erwiderte die Fee, und führte selbst Arbo und Lili auf den Thron.

Als die Zurückgesetzten sahen, daß eine Fee die Hand im Spiele hatte, trösteten sie sich und ergaben sich in das unabänderliche Schicksal. Sie leisteten Arbo die Huldigung, erhoben seine Tapferkeit und Weisheit, und zogen mit ihren Körben in ihre Provinzen zurück.

Arbo und Lili regierten unter dem Schutze der Fee viele Jahre glücklich, und im ganzen Reiche ward es zum Sprichwort, daß man bis auf diesen Tag einen begünstigten Liebhaber Hahn im Korbe nennt, und das Körbchen als Symbol einer verschmähten Liebeswerbung braucht.

S e f e r H o r a .

Rabbiniſche Legende.



Um des Tempels neu erstandene Pracht
Schallten die Jubelgesänge.
Preisend erhob die Menge
Des Heiligen, Hochgelobten Macht,
Der gelbset die knechtischen Bande
Von Juda's klagendem Stamm.
Nun blutet wieder das Opferlamm
Am Altar in der Väter Lande.

Aber es weinten die Greise,
Die Väter, die Salomo's Tempel sahn,
Und klagten leise:
O süßer, doch eitler Wahn!
Wo ist nun des Bundes heilige Lade?
Wo der Cherubim glänzendes Heer?
Wo der Stuhl der ewigen Gnade,
Und die lebende, feurige Wolke?
Ach, entflohn ist das Heil dem Volke,
Ach, die Wohnung des Herrn ist leer!

Da trat Sacharias hervor:
Wol mögt ihr jetzt weinen und klagen,
Die zuvor in glücklichen Tagen
Dem Herrn verschloßet Herzen und Ohr.
Thut von euch die böse Begierde,
Die eure Väter verblendet,
Daß der Herr sein Antlitz gewendet,
Und von euch nahm des Tempels heilige Zierde.
Denn noch herrscht unter euch die böse Lust,
Der Jezer Horra, der zum Bösen leitet,

Und dem Gesetz mit Frevel widerstreitet.
Verbannt ihn aus der reuerfüllten Brust!

Erschrocken tritt das Volk zusammen:
Ist's Jezer Horra, der mit Flammen
Verwüftet Tempel, Stadt und Land,
So werd' er weit von uns verbannt!
Doch, wer kann uns von seiner Macht erret-
ten?

Wer zwingt mit Salomo's Gewalt
Der Geister feurig lustige Gestalt,
Und fesselt sie mit starken Ketten?
Wer taucht mit alter Väter Muth
Das heil'ge Schwert in Jezer Horra's Blut?

Da lächelt der Prophet und spricht:
Den Jezer Horra tödten sollt ihr nicht.
Ihm ward, wie euch, ein freies Leben
Vom Hochgelobten, Heiligen gegeben.
Er soll zum Guten euch erwecken,
Nur, wenn ihr das Gesetz im Uebermuth

Verhöhnet, dann entflammt er euer Blut,
Und wird mit jedem Bösen euch besrecken.

Doch ungern hört das Volk die Lehren,
Das Böse wünscht es von sich ausgethan;
Denn leichter dünkt es seinem Wahn,
Den Feind zu tödten, als ihm stets zu wehren.
Und laut erschallen Bitten und Gesänge,
Zum Herrn des Himmels ruft die Menge
Mit brünst'gem Flehen Tag und Nacht,
Daß er vertilge Jezer Horra's Macht,
Und diesen Feind voll Unheil und Verderben
Durch ihre Rächerhand bald lasse sterben.

Und siehe: plötzlich öffnet sich das Thor
Des Allerheiligsten. Aus seinem Dunkel
Tritt lühn ein Löw' in Jugendkraft hervor.
Hell blitzt des Aug's umrollendes Gefunkel.
Die Mähne wallt, wie Opferflammenglut,
Er brüllt in frohem ungezähmtem Muth,

Dem Donner gleich in mächtigen Gewittern,
Wenn vor des Cherubs Anfliß Berge zittern.

Das ist der Jezer Horra! schreit
Mit tausend Zungen Eine Stimme.
Erzittert nicht vor seinem Grimme,
Und fesselt ihn, daß er sich nie befreit!
Und Alle stürzen mit vereinter Kraft
Sich auf den Feind, der ruhig um sich schauet,
Dem Keinen gleich, der seinem Recht vertrauet.
So fesselt ihn das Volk an einer Säule Schaft.

Ihr Thoren! rief der Leu mit ernstem Ton;
Was nennt ihr mich den Quell von eurem
Leiden?

Verbannt ihr wohl der Traube Feuerohn
Um Haß und Zwist und blut'gen Mord zu meis-
sen?

Wär' meine Macht aus eurer Welt entflohn,
Bald müßtet ihr von Lieb' und Leben scheiden.

Gelingt es euch, in Fesseln mich zu halten,
Muß jede Freud' und jede Lust erkalten.

Ich bin das Feuer, das im tiefsten Grunde
Den Demant schmelzt, der Eeder Wurzel pfllegt;
Ich bin die Glut, die auf der Liebe Munde
Des Kusses stilles Himmelswort bewegt;
Ich bin der Stral, der in geweihter Stunde
Des Dichters Geist zum hohen Lied erregt,
Was du erblickst, auf aller Wesen Stufen,
Durch mich ward es zum Leben aufgerufen.

Doch Bliß auch bin ich, stürmender Orkan,
Bin Sammiel und furchtbare Zerstörung;
Verwirrung bin ich, ungerechter Wahn,
Abgötterei und blendende Bethörung;
Ich bin des Volks raubsüchtiger Tyrann,
Und jeder Greul blutdürstender Empörung,
Denn Kraft und Feuer schaffen wohl das Leben,
Doch ungemessen ist ihr freies Streben.

Drum hält der Herr, was seine Macht erschaffen,

Durch der Natur unlösbar festes Band.

Euch gab er gegen meine Kraft die Waffen:

Den freien Geist, den sinnenden Verstand;

Doch, laßt in Trägheit ihr den Muth erschlafen,

Dann faßt euch Jezer Horra's wilde Hand.

Ein Leu werd' ich verwornem Sinn erscheinen,

Ein lichter Cherub bin ich stets dem Keinen.

Aber das Volk, in entflammtem Sinn
Hört ihn nicht länger,

Und enger und immer enger

Schlingt es die Fessel um ihn.

Und Frauen und Kinder freuen

Sich Jezer Horra's, des gefangnen Leuen.

Denn, wie die Fessel seine Kraft umwunden,
Besänftigt sich des Mittags heiße Glut;

Der Fittig ist dem Flammensturm gebunden,
Der Wolf begehrt nicht mehr des Lammes
Blut;

Aus jeder Brust ist Zorn und Haß verschwun-
den,

Es schweigt der Wunsch und die Begierde ruht:
Doch kalt in der Natur herrscht todte Schwere,
Stumm in der Brust die willenlose Leere.

Und Trägheit senkt ihr bleiernes Gefieder,
Kein Murmeln wird vom müden Quell gewährt,
Der Sonnenkreis schwebt blaß in Westen nieder,
Von keinem Sternklang wird die Nacht verklärt,
Kein Zephyr weht, verstummt sind alle Lieder,
Die Blume welkt, von keinem Licht genährt;
Das Aug' erlischt, es bleichen Lipp' und Wangen,
Kalt ist der Kuß, gestorben das Verlangen.

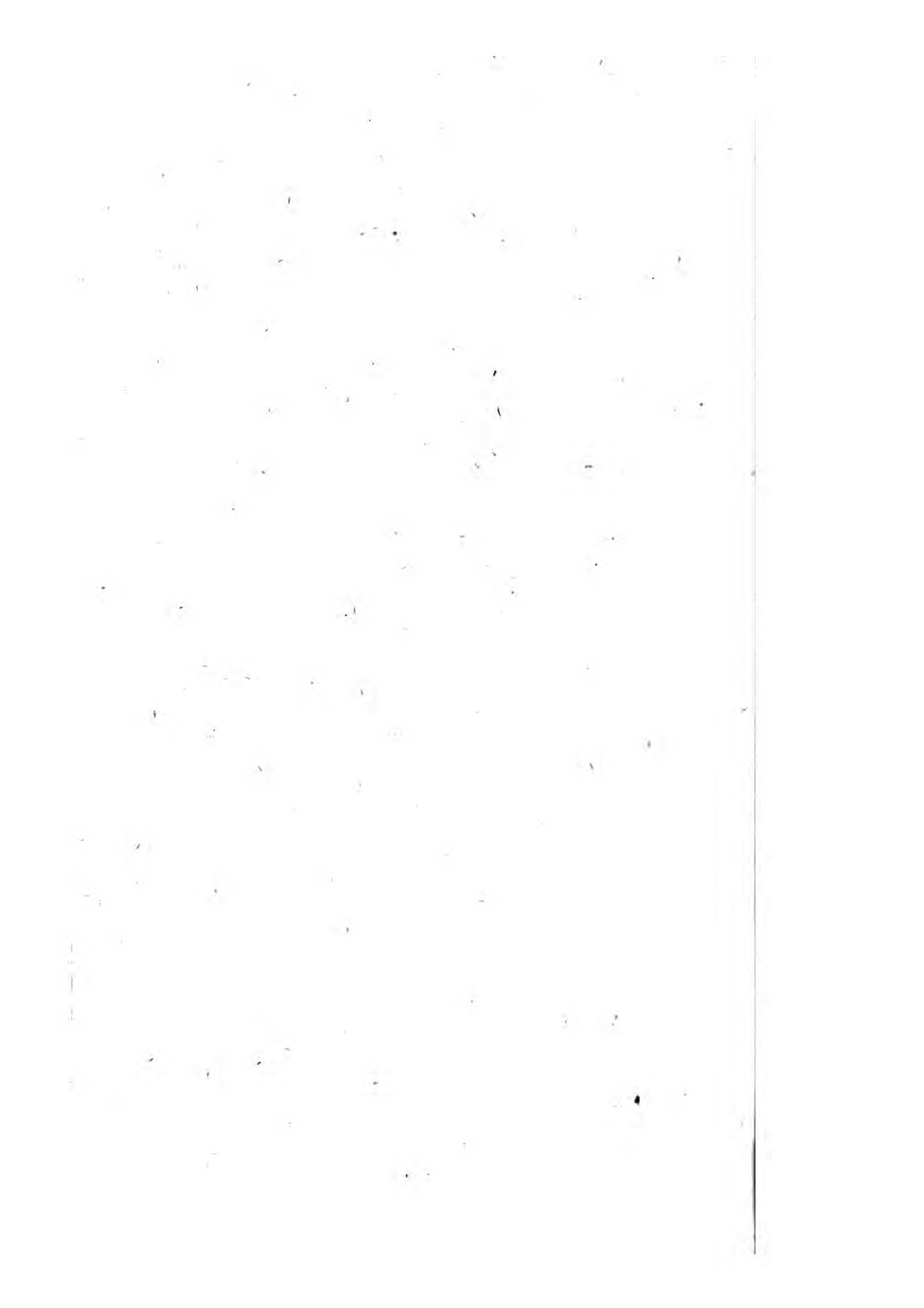
Da ruft Sacharias zu des Tempels Thoren
Das bange Volk: Löst Jezer Horra's Band,

Kein Nebel schuf des Hochgelobten Hand,
Und gut ist Alles, was aus ihm geboren,
Der Mensch nur schafft den Stral zum Flamm-
menbrand,
Nur seiner Thorheit geht das Glück verloren.

Und wie das Volk den mächt'gen Leun
Von seinen Fesseln will befrein,
Da sinkt es stumm anbetend nieder
Denn aufgelöst sieht es der Kette Glieder.
Kein Löwe tritt in wildem Lauf hervor,
Ein Engel Gottes hebt sein Haupt empor.
Auf Stirn und Auge sieht man Hoheit prangen,
Der Liebe Lächeln wohnt auf Lipp' und Wangen,
Sein Flügelschlag hallt brausend durch die Luft,
Sein Athem haucht des Paradieses Duft,
Er regt den Fuß, und Fels und Berge fallen,
Er hebt die Hand, und Segen ruht auf Allen:
Der Sonne Glanz umlockt sein Haupt, sein
Kleid
Ist reiner Schnee vom Thron der Herrlichkeit.

„Ein Leu werd' ich verwornem Sinn erscheinen,
Ein lichter Cherub bin ich stets dem Reinen!“
So sprach des Lichtquells sonnenheller Sohn,
Das Leben lehrt zurück auf seinen Ton,
Die Quelle tanzt, der Wald singt Jubellieder,
In Gras und Blütenkelch spielt Freude wieder;
Wie von des Frühlings erstem Morgenkuß
Wacht auf die Liebe bei des Cherubs Gruß.
Da schwang er freudig morgenrothe Flügel,
Und schwebte glänzend von Moriah's Hügel.

Kleine Gedichte.



Pygmalion.

Sei begrüßt, Einsamkeit!
Halde, verschwiegene, treue Geliebte,
Bei dir findet das Herz
Die lang vermißten
Himmlischen Götter,
Heilige Ruh' und stillen Frieden.

Ein Knabe wandelt' ich
Im Rosengarten und Eichenhain:
Was schmückest du Rose
Mit Perlen das Haupt,

Wenn die Sonn' aufsteigt
Mit dem Morgenroth? —
Ich habe gebadet die Brust
In dem Thau der Nacht,
Des röthlichen Morgens
Erröthende Braut! —
Was braufest du Sturm
In dem Eichenhain
Zu der Vögel Morgengesang? —
Es wandelt der Lenz und die Liebe
Durch das Gebüsch und die Wipfel
Kauschen vereint den fröhlichen Gruß.

Da ward mir's zu eng
In der stillen Wohnung
Bei Vater und Mutter.
Wo erröthet in Liebe
Die Braut für mich,
Schön und zart, wie die Knospe der Rose,
Umperlt vom Thaubad?
Wer begrüßt mit mir

In Jubelsturm
Den erwachenden Lenz und die Liebe?

Hinaus trat ich,
In der klopfenden Brust
Glühende Jugendluft.
Vor mir küßte
In röthlichem Morgenglanz
Der Himmel die blühenden
Wangen der Erde.
Um mich tönt' in den Lüften
Der Freude hallender Morgengruß.

Und der Knospe des Sylfen gleich
Schwoll mir das Herz
Und wollte sich öffnen,
Liebende Flügel zu schwingen
Um die Blumen des Gartens,
Und mit Lüften des Abends
Unter den Elfen des Hains

Auf Thaugeweben
Zu tanzen den Mondreihn.

Und ich küßte die Blüten.
In leichtem schwebenden Flug
Saugt' ich die Küsse
Süßduftender Lippen.
Wollte nur leben
Durch die Geliebte
Und mit der Wellenden
Sterbend verblühen.
Da nahte die Biene
Mit scheltendem Gesumm;
Und die Blüte, verschüchtert
Entzog dem Kusse
Den liebenden Mund.
Und in der Traurenden
Süßestem Nektar
Schwelgte der Räuber,
Ließ die Zerstörte
Wellend zurück.

In dem Kreise der Brüder
Blickt ich umher:
Hinaus, in das Leben,
Mit glühendem Herzen,
Gleich Phoebus' Stralen
Zu wecken die schlummernden
Kräfte der Welt!

Und sie blickten mich an,
Und lachten des Thoren,
Die Häupter schüttelnd,
Dünkten sich weise
Im Schlummer der Kraft.

Da zog ich allein aus,
Im Herzen die Flammen
Alter Heroen,
Zu kämpfen, zu streiten,
Zu stürzen die Riesen
Verhöhnendes Uebermuths;

Zu rufen, wie Zeus,
Mit Worten des Donners
Die schlummernden Geister
Zu Leben und That.

Götter, ihr saht es!
Schatten der Helden,
Ihr habt's vernommen!
Ihr regtet freudig
Die grauen Häupter
In tiefer Felsengruft.
Aber der Lebenden keiner
Hörte den weckenden Ruf.

Und ergrimmt rief ich:
Täuschung ist Liebe,
Fabel sind Götter,
Märchen die Helden!
Sollt' ich verweilen
Bei solchem Geschlecht?

Da floh ich zu dir,
Holde, verschwiegene, treue Geliebte,
Stille Gefährtin, Einsamkeit!
Dich lieben die Götter,
Und alter Heroen
Ernste Gebilde
Steigen gerne zu dir herauf.

Und sinnend sitz' ich
In deinem Tempel,
Wie der göttliche Titan,
Der alte Prometheus,
Bild' ich mir selber
Hier meine Welt.
Williger fügt sich
Der harte Marmor
Bildenden Händen,
Als draußen der Menschen
Dumpfes Geschlecht.
Und hoch umstehn mich
In hehrem Kreise

Die Götterbilder,
Die ich mit liebenden,
Götterbewegten
Händen geformt.

Auch du, der ersten Jugend
Geliebtes Sehnsuchtbild,
Nimmer von mir gesehn,
Aus heißer Liebe
Heiligem Brunnquell
Gleich Aphroditen
Göttlich Geborene,
Dich such' ich verblendet,
Draußen im Weltgewühl,
Und kindisch greifend
Nach todttem Schatten,
Erreich' ich niemals
Dein hohes Wesen.
Hier stehst du lebend
Durch meine Liebe,
In voller Schönheit

Der Götterjungfrau,
Wie du des Jünglings Augen
In heiligen Träumen ersiehst.

Mögen sie draußen,
Skaven der Thorheit,
Sich weise dünken!
Ich rief mir die Götter
Herab vom Olymp.
Mit ihnen befreundet,
Schaff' ich mit ihnen,
Und lebe mit Göttern
In seliger Lust.

L e g e n d e .

Vor Zeiten schon lief aus dem Gotteshaus
Das Volk nach geendigter Predigt heraus,
Trieb vor der Thür manch loses Spiel,
Und anderer Narrentheidinge viel,
Verführt auch wol ein Lärmen groß,
Das Küster und Priester sehr verdroß.
Darum, zu der Kirch' und Gottes Ehren,
Dem leidgen Aergerniß abzumehren,
Droht oft der Archidiaconus
Von der Kanzel herab mit Kirchenbuß.

Der Küster trat wol an die Thür,
Stellt den Leuten vor das Ungebühr,
So vor der Zeit in hellen Haufen
Aus der heiligen Kirche wegzulaufen.
Doch kaum verliest man das Kirchengebet,
Alles Volk wieder aus der Kirche geht.
Da winkt der Küster dem Erzbischof
Hinaus zu sehn auf den Kirchhof,
Wie dort das Volk in böser Zucht
Bewähre seiner Lehren Frucht.
Ambrosius lächelt, nimmt sein Buch,
Folgt auf den Kirchhof nach dem Zug.
Dort thut er mitten unter sie treten,
Und mit lauter Stimme weiter beten,
Darob das Volk sich verwundert schier.
Der Erzbischof spricht: Was staunet ihr?
Wo die Schafe sind, muß der Hirte seyn;
Geht ihr wieder zur Kirchthür hinein,
So will ich mit euch zurücke gehen,
Wo nicht, so kann ich auch draußen stehen,

Denn, wo dem Herrn die Gläubigen dienen,
Da ist er mitten unter ihnen.
Als nun das Volk die Worte hört,
Es schnell zurück zur Kirche geht,
Faltet wieder betend die Hände,
Wartet die Kirch ab, bis zum Ende.
Und bis der Priester missa est rief
Kein Mensch mehr aus der Kirch' entlief.

L o r d H e r e f o r d .

Nach dem Englischen.

Bei dem Liebchen saß Lord Hereford,
Sie tranken den perlenden Wein;
Gut Nacht, du traueste Molly,
Heut bleibst du bis morgen allein.

Zu der Stadt hin muß ich eilen,
An den Hof des Königs zur Stund,
Bewahre mir Lieb und Treue,
Versprich es mit Hand und Mund.

Sie gab ihm Hand und Küsse,
Er eilte geschwind davon,
Doch schwang er sich nicht zu Koffe,
Er harret auf der Minne Lohn.

Schön Harriet wollt' er finden
In dem Garten um Mitternacht,
Da harret' er lang' und hatte
Den Morgen herangewacht.

Es trat schön Harriet leise
Zu der Schwester ans Kämmerlein:
Ach Molly, thu auf die Thüre,
Laß Schwester Harriet ein.

Da war ein Küssen und Kosen,
Sie legten sich beid' ins Bett.
Nie waren Schwestern so liebend
Als Molly und Harriet.

Sie hatten noch viel sich zu sagen,
Als die Lärche das Frühlied sang,
Da ward im Garten Lord Hereford
Die Zeit des Wartens zu lang.

Er schlich zu Molly's Kammer,
Den Schlüssel in der Hand;
Wie ward ihm, als er bei Molly
Einen Schlafgefährten fand!

Er zog das scharfe Eisen,
Und schwang's hoch über das Bett.
Laut schrie die ängstliche Molly
Stark faßte den Lord Harriet.

Gemach, o gemach, Lord Hereford!
Haßt du so wenig Vertraun,
Weil an dir, du falsche Seele,
Weder Lieb noch Treue zu schaun?



Du wolltest Harriet finden,
In dem Garten um Mitternacht,
Drum hast du Molly verloren
Und wirst nun ausgelacht.

Lord Hereford hat vergebens,
Die Schwestern eilten davon,
Statt neues Liebchen zu finden,
War ihm auch das erste entflohn.

Der Lustwald.

3 d v l l.

Attys.

Inlar, jage die Schweine, die wühlenden! Nicht
zu der Schaftrift,
Unter die Lämmer, die zartweißwolligen, laß
die Beschmuzten.
Immer darauf! Faß an! ein Gebissenes warner
die Andern.

Mopsus.

Attys, rufe den Hund! was beginnest du? Schwe-
re Verbüßung,
Wilder, bereitest du dir. Nicht selber ja wäl-
ich die Viehtrift.
Botanos wies mich, der Eforus her, mit den
Heerden von Mastfaun.

Attys.

Mopsos, bist du es selbst? Was entführte denn,
o Beglückter,
Dich dem geräumigen Hain, voll mästender Früch-
te des Eichbaums?
Lebtest du doch, der von allen Beneidete, dort in
der Waldung,
Gleich den Satrapen der mächtigen Könige, oder
dem Kaufmann,
Dem gutmütige Thoren den Raub ausglich
des Meerschiffs,
Zalend dann dem Entschädigten noch zehnfachen
Verkaufspreis.

Mopsos.

Alles erzähl' ich, o Hirt zartwolliger blöckender
Lämmer,
Rufe jedoch von den Schweinen zuvor den er-
grimmeten Fylax.
Sieh, wie er heßt, zähnfletschend — es stört die
Mast die Bewegung.

Atys.

Hyas! hui, es genügt! — Nun setze dich her
und erzähle.

Komm zu dem weicheren Sitz auf moosumgrü-
netem Baumstamm.

Während in grasiger Trift sich ergehen die statt-
lichen Mastsaun,
Theilen die Hirten die Lust des Gesprächs, wie die
Heerden der Grastrift.

Mopsos.

Atys, ach, es ergreift mich der Schmerz, doch
zwing ich die Wehmut.

Mehr, denn die Heerden die treffliche Mast süß-
bliger Buchnuß,

Klag' ich die selige Zeit in dem freudegewähren-
den Lusthain.

Selbst doch kennst du den Wald, den ergößlichen.

Wenn sich der Hundstern

Siegend erhob, und die Sonn' aufglühete, kü-
lende Labung

Fand in dem Schatten der schweigende Wanderer.

Ströme von Männern

Wogeten dann, und von saumnachschleppenden,

zierlichen Jungfrau

Hin zu den Gängen des Hains, den gekrümmeten.

Schattiges Laubdach

Wölbeten um sie die weit ausgreifenden Nester

der Eichen,

Undurchdringliches Schild dem erglühenden Pfeil

Hyperions.

— Also hört' ich es selbst von dem Mund wort-

prangender Dichter —

Damals rieth ich es keinem von uns, mit dem

borstigen Viehschwarm

Dort in dem laubigen Hain zu versuchen die

mästende Hutung.

Aber es öffnete jetzt das verborgene, schattige

Dunkel

Botanos, sonnigem Stral, und es ward lichthell

in der Waldung.

Bald, mit den Bäumen entwichen die Wanderer.

Seltene Paare

Wandelten nur einsam in dem spärlichen Schat-
ten; da rief mich
Botanos hin, mit der Heerde von schwarzum-
borsteten Mastfaun,
Ihnen zu mehren die Blüte des Specks mit ge-
fallenen Eicheln,
Denn er bedachte das Nützliche wohl, und ver-
lachte das eitle
Thorengeschwätz und das Lob nichtsnutziger schö-
ner Umgebung.
Götter, wie tummelten nun sich die feistaus-
schwellenden Thierlein,
Weidevergnügt, aufgrunzend in Lust dem ver-
ständigen Pfleger,
Dort wo das städtische Volk sonst wandelte,
prangend in Hoffart!
Selbst auf steinerner Bank ausgeruhet' ich, pfeiz-
fend ein Liedchen,
Ließ dem Melampus die Hut, und besah lustwans-
delnde Städter,
Welche, das Liebchen am Arm, hier koseten, bis
die Umarmung

Störte, dem Busch entsprungen, ein Vieh von
der munteren Heerde.

Kreisend flohn sie davon und erzitterten, mir
zum Gelächter.

Doch bald rächte der Fliehenden Angst das ver-
geltende Schicksal!

Einst, wie die muntere Schaar sich ergötzt an der
trefflichen Waldmast,

Wandelt heran mit verdüstertem Blick der ent-
rüstete Archon.

Fröhlich sprangen um ihn die Gemästeten, aber
er runzelt

Tiefer die Stirn, mit dem Stock abwehrend, in
zornigem Unmut

Sprach er das harte Gebot: zu dem Walde hinaus!
wer vergönnte

Dieses Gebiet zu entweihn, waldgrundaufwülens
den Mastfaun?

Glaublich kaum, daß ein Mann es gestattete, zeigt
es die That nicht!

Sprach es, und herrschte mich an, da ich zaus-
derte. Aber ich suchte

Ihm das Gemüth, das erzürnte zu sänstigen,
sprechend: es ziehn ja,
Herr, wie die Menschen, so auch umborstete Schweine,
der Lust nach.

Finden im Wald nicht mehr Lustwandelnde schatz-
tuge Kühlung,

Eicheln gewähret er doch, fettölige, rundlichen
Mastsaun.

Jeglicher nehme beschiedenes Theil und vergönn'
es dem Andern.

Nichts doch halfen die Reden, er scheuchte mich
fort, und die Heerde

Folgte betrübt mir nach, dem Betrübeten. Aber
dem Archon,

Welcher die Schweine geschmäh't, mag fürder im
dampfenden Schornstein

Nimmer gerathen die Wurst und der feiste bäo-
tische Schinken,

Noch an dem Spieße des Schweins weitduften:
der saftiger Braten.

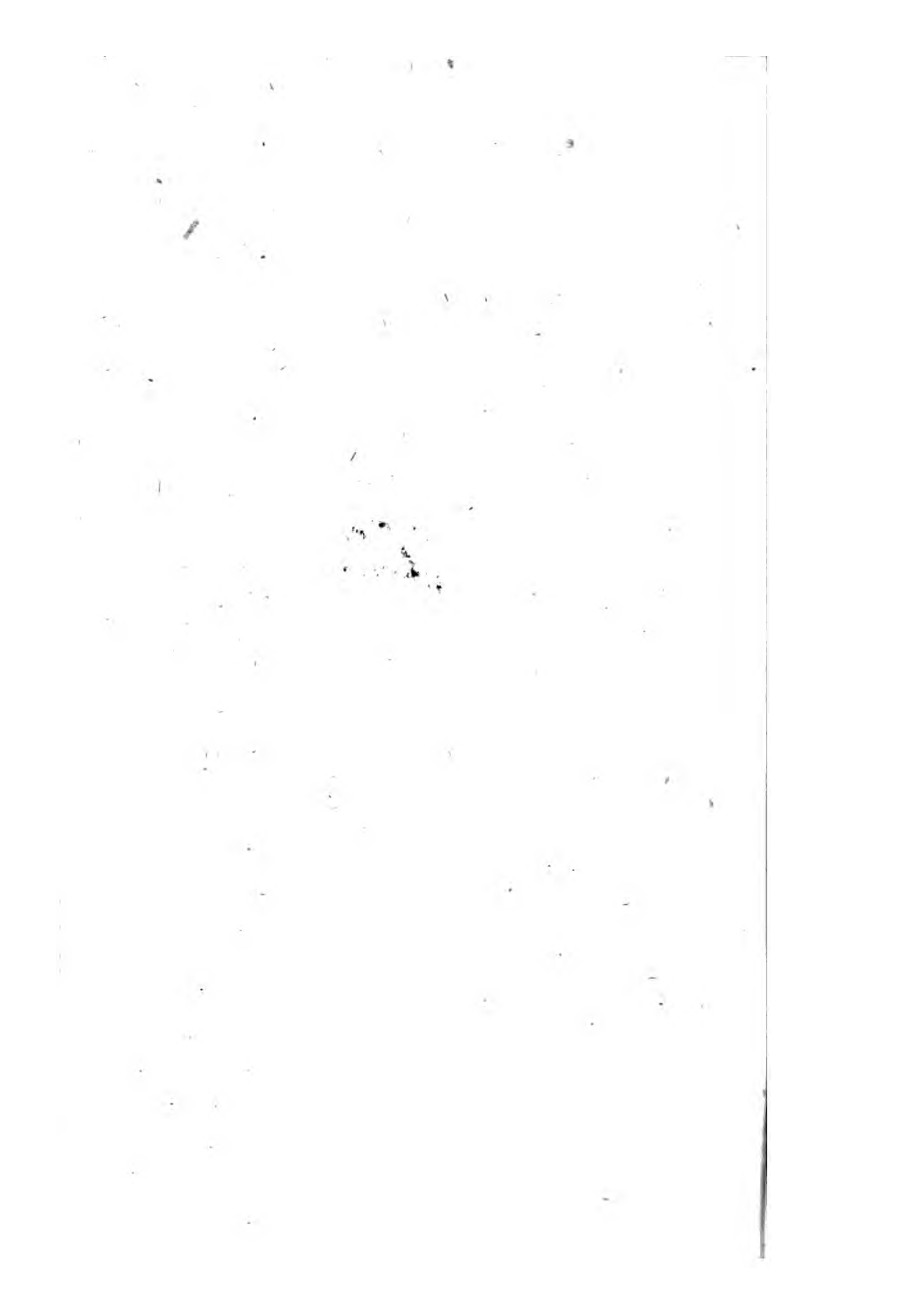
Mehr doch gelten die Saun dem Verständigen,
als der Spaziergang!

Atys.

Glücklich sprachst du: es nehme sich Jeder beschie-
denes Theil hin,
Gönnend Andern das Ihre! So bleib du, o treff-
licher Mopsus,
Bei den gepriesenen Saun, und dem Archon laß
den Spaziergang,
Welcher den Geist aufheitert und stärkt, nach
rühmlicher Arbeit.
Jedes geziemet sich nicht für Jeglichen: Schweis-
ne zur Eichmast,
Lämmer zu jungaussprossendem Gras hin treibt
das Verlangen.
So führt Jeden der Trieb, und den Göttlichen
führen die Götter.

Das blonde Haar.

Erzählung.



Es war ziemlich spät in der Nacht; aber der junge Halden wollte den Spieltisch nicht verlassen. Er hatte unglücklich gespielt, und hoffte immer und immer, eine glückliche Karte sollte den frühern Verlust vergüten. Allein sein Beutel war geleert, bedeutende Summen waren auf Kredit verloren, und noch immer stellte sich die glückliche Karte nicht ein.

„Das Glück ist Ihnen heut nicht günstig,“ sagte ein Mann in fremder Uniform, der ihm gegenüber stand und dem Spiele zusah — „Sie müssen es nicht zwingen wollen, vielleicht spielen Sie einen andern Tag glücklicher.“

„Wenn Sie selbst spielten,“ erwiederte Halden — „so würden Sie anders sprechen.“

Man kann nicht los, wenn man dem Glück nachjagt. Läßt doch ein Jäger auch nicht vom Wild ab, das er verfolgt.“

Halden verlor immer größere Summen. Er ward unwillig. „Sie bringen mir das Unglück!“ rief er dem Fremden erhist zu — „So lange Sie mir gegenüber stehen, verfolgt es mich unablässig. Treten Sie von dem Tisch, oder nehmen Sie Theil am Spiel!“

Die Spieler verwiesen Halden die beleidigende Rede. Allein der Fremde lächelte. „Sie irren,“ — sprach er gelassen — „wenn Sie glauben, ich stehe hier müßig, weil ich Unglück im Spiel habe. Im Gegentheil bin ich des Gewinnes zu sicher, als daß mich ein solches Spiel interessiren sollte.“

Der Banquier ward hier aufmerksam, und äußerte, wenn ihn die Sätze der Spieler zu gering dünkten: so möge er setzen, was ihm beliebe. Dabei forderte man von mehreren Sei-

ten den Fremden auf, durch die That zu zeigen, daß seine Worte nicht Prahlerei wären.

Schweigend zog dieser einen Ring von dem Finger und reichte ihn dem Banquier. „Er mag für hundert Louisd'or gelten,“ sagte er dazu.

„Der Ring ist mehr als tausend Louisd'or werth,“ riefen mehrere, welche sich auf Juwelen verstanden.

„Er steht für hundert,“ wiederholte der Fremde kalt. — „Der Gewinn ist mir gleichgültig, hab' ich Ihnen gesagt. Ich beweise bloß meine Sicherheit in dem, was ich behauptete.“

Der Banquier zog, und der Fremde gewann.

„Die Wiederholung meines Beweises bin ich nicht schuldig,“ sagte dieser, und strich sein Geld ein.

„Ihnen aber,“ fuhr er gegen Halden fort — „geb' ich nochmals den wohlgemeinten Rath: zwingen Sie das Glück nicht!“

Halden's Widerwille gegen den Fremden

war verschwunden. Er stand auf und kam bald mit ihm in ein lebhaftes Gespräch.

„Sie hielten mich für die Ursache Ihres Unglücks,“ sagte der Fremde unter andern — „und vielleicht ahneten Sie dabei nicht ganz Unrecht. Es ist mir auch mehrmals begegnet, ich kann es nicht läugnen, daß in meiner Nähe das Glück sich sonderbar gewendet hat. Ich bin Ihnen daher, soviel in meinen Kräften ist, Ersatz schuldig. Nehmen Sie meinen kleinen Gewinn und den Ring, den ich auf das Spiel setzte. So hoch ungefähr kann sich Ihr Verlust seit meinem Hierseyn belaufen.“

Halden wies den Antrag empfindlich zurück.

„Mein Erbieten darf Sie nicht beleidigen,“ fuhr der Fremde fort. — „Ich bitte Sie um eine Gegengefälligkeit. Ihr schönes, blondes Haar hat für mich einen ungemeinen Werth. Eine kleine Locke davon würde ich Ihnen gern theurer bezahlen, als ich es mit diesem Ring

und dem wenigen Gelde thue. Geben Sie mir die kleinste, die Sie bei Ihrem vollen Haarwuchse nicht vermissen, und ich bleibe Ihnen vielen Dank schuldig.

„Nehmen Sie,“ sprach Halden, und reichte ihm eine Scheere aus seinem Etui — „nehmen Sie, doch nicht als Kauf, sondern als Geschenk von einem Freunde, der Ihre Delikatesse ehrt, aber nicht benutzen will.“

Der Fremde schnitt, ohne sich stören zu lassen, eine dünne blonde Locke von Halden's Haupte ab. Dann reichte er ihm den Ring und die Rolle Gold.

„Ich habe,“ — sprach er — „Ihr Geschenk angenommen; das Meinige weisen Sie jetzt nur mit einer Beleidigung zurück.“

Halden erröthete und nahm beides.

„Sie wissen nicht,“ — fuhr der Fremde fort — „welchen Werth dieses Haar für mich hat. Nur ein Umstand könnte ihn noch mehr erhöhen, wenn jedes Haar noch seine eigene Wur-

zel hätte. Ich bin Physiker, und weiß manchen geheimen Gebrauch von Dingen zu machen, den man so leicht nicht ahndet. Sollten Sie einmal in Geldverlegenheit kommen, was jungen Herren wohl zuweilen begegnen kann, ich gebe Ihnen mit Vergnügen für jedes Haar hundert Louisd'or."

Halden erstaunte. Der Fremde wiederholte seine Versicherung. Doch als jener nach der Wohnung des sonderbaren Haarsammlers fragte, wollte dieser ihm nicht Bescheid geben, und meinte, sie würden sich schon einmal treffen; er sey jetzt nicht eingerichtet, Besuche anzunehmen und reise oft schnell von einem Ort zum Andern.

Nach kurzem Verweilen schied der Fremde; und da es eben Mitternacht war, begab sich Halden, ziemlich erfreut über sein Abenteuer, nach Haus.

In wenig Tagen war Haldens Baarschaft wieder zu Ende. Er kam eines Abends
finster

finster nach Hause, und überzählte den unbedeutenden Rest seines Vermögens. Mehrere Kaufleute, bei welchen er Kostbarkeiten ausgenommen hatte, verlangten Zahlung, und der nächste Tag drohte ihm mancherlei unangenehme Zudringlichkeiten von seinen Gläubigern.

Unmuthig verließ er von neuem das Zimmer, und die schöne laue Frühlingsnacht lockte ihn hinaus in die freie Luft, um hier seinen Verdruß zu verscheuchen. Auf dem Rückwege begegnete ihm jener Fremde. Er schien emsig bei dem schwachen Mondschein Blumen in dem Grase zu pflücken. Halden begann bald ein Gespräch mit ihm, und bot ihm zum Scherz einige Haare an, um die Blumen damit zusammen zu binden. Der Fremde dankte höflichst, und reichte ihm für jedes Haar eine Krolle, die Halden am Gewicht für Gold erkannte.

Der Fremde band nun seine Blumen mit Haldens Haaren in einen Strauß, und dies

fer schied vergnügt mit seinem Reichthum von dem sonderbaren Handelsmann.

Am andern Morgen wurden die Gläubiger prompt und ohne Abzug bezahlt. Sie schämten sich ihres Mißtrauens, und boten von neuem dem guten Zahler Waaren und Kasse an. Halden fand auch bald nöthig, von dem versprochenen Kredit Gebrauch zu machen; denn Spiel und kostbare Vergnügungen hatten in kurzer Zeit den Preis erschöpft, den die sonderbare Liebhaberei des Fremden ihm für einige seiner Haare bezahlt hatte.

Bei einem Maskentanz, den Halden einer jungen Gräfin gab, die er leidenschaftlich liebte, fand er seinen Fremden wieder. Nach den ersten Begrüßungen leitete Halden das Gespräch auf ihren sonderbaren Handelstraktat, und fragte, wie einige Haare so hohen Werth bei ihm haben könnten?

„Wenn Sie wüßten,“ — erwiederte der Fremde — „welchen Gebrauch ich von diesen

Haaren zu machen verstehe: so würden Sie meinen Handel nicht so sonderbar finden. Im Gegentheil würden Sie begreifen, wie leicht ich Ihnen den bedungenen Preis für jedes Haar geben kann. Doch dieses sind Geheimnisse meiner Kunst, die ich Ihnen, vor der Hand wenigstens, noch nicht entdecken kann."

„Also doch künftig einmal?“ fiel Halden begierig ein.

„Ohne Zweifel,“ — versetzte der Fremde — „denn ich glaube, Sie werden bald verdienen, daß ich Alles mit Ihnen theile. Wünschen Sie jetzt einige Haare mir zuzustellen: so steht Ihnen der bewußte Preis zu Befehl; doch mit der Wurzel, bitt' ich.“

Halden zog sich einige Duzend Haare aus, und erhielt eine Summe, welche ihn so groß dünkte, daß er seines Sieges über einen reichen Nebenbuhler bei der schönen Gräfin sich gewiß hielt.

Baron Diehelm — so hieß der Neben-

buhler — hatte der Gräfin den schönsten Schmuck zum Geschenk überreicht, der nächst dem, für die Königin bestimmten, anzutreffen war. Man erstaunte über seine Verschwendung; denn die Königin selbst hatte diesen Schmuck zu theuer für sich gefunden, und den noch prächtigern, ohne nur darauf zu bieten, als unbezahlbar zurückgewiesen. Diesen kostbaren Schmuck kaufte Halden, und beschämte durch sein Geschenk den schon triumphirenden Nebenbuhler.

Diese beispiellose Verschwendung und die auffallende Unmöglichkeit, daß zu solchem Aufwande das Vermögen eines Privatmannes zu reichen könne, brachte eine alte Sage wieder in Umlauf, nach welcher in Halden's Garten ein unermesslicher Schatz vergraben seyn sollte. Man glaubte allgemein, der Verschwendter habe ihn gehoben. Halden widersprach nicht, und ließ jeden denken, was er wollte. Indessen erinnerte er sich ebenfalls jener Sage, und hoffte, wenn ihn der eine Erwerbszweig

verließe, noch unter der Erde einen neuen Quell von Reichthümern zu finden.

Die Bezahlung jenes Schmuckes machte indessen eine beträchtliche Lieferung von Haaren nöthig. Allein das Uebelste war, daß der Fremde jetzt ausblieb, wo Halden sein Gold am nöthigsten brauchte. Schon murrten die Juwelirer, daß die Zahlung von einem Tage zu dem andern sich verzögerte. Diethelm lächelte höhniſch, wenn er mit Halden bei der Gräfin zusammentraf; und die Gräfin selbst schien in Halden's Nähe etwas verlegen. Da begegnete ihm, als er eben von seiner Abendgesellschaft bei der Gräfin zurückging, der Fremde. Er bedauerte, daß er die große Summe, die Halden brauche, nicht bei sich habe, und lud diesen ein, in seine Wohnung ihn zu begleiten, wohin er eben den Weg nehme.

Halden begleitete den Fremden vor die Stadt in ein schönes Haus mit einem angenehmen Garten. Er konnte seine Bewunderung

nicht verschweigen, als er hier Sommerblumen und selbst Gewächse wärmerer Gegenden unter freiem Himmel in dem glühendsten Blüthenflor sah. Auf dem Boden öffneten rothe Primeln und purpurfarbene Tausendschön ihre Knospen, und das Blumenauge des Adonis bligte feurig aus den dunkeln Blättern hervor. An den Büschen glühten junge Rosen neben den scharlachnen Beeren, die sonst der Herbst erst hervorrust. Hohe Granatbäume prangten in doppelter Flammenpracht der Blüthen und Früchte, und fast auf jeder Blüthe saßen Johanniskörner, und erhöhten mit ihrer Beleuchtung die Glut der Farben.

Der gefällige Wirth führte seinen erstaunten Gast aus dem Saal, in welchem sie abgetreten waren, durch den Garten zu einer hohen geräumigen Laube, welche die langen in einander geschlungenen Zweige des Zelängerjers lieber mit ihren rothen Blüthentrauben umhingen. Vor dem Eingang lag ein Sphinx, und

in den Nischen der Laube zeigten sich zwei ägyptische Bildsäulen mit anliegenden Armen und geschlossenen Füßen.

„Sie scheinen in alle Geheimnisse der Adepten eingeweiht,“ — sagte Halden, der aus diesen Verzierungen auf die ernste Beschäftigung seines Wirthes mit geheimen Wissenschaften schloß. — „Je mehr ich um mich blicke, um so mehr wächst mein Erstaunen. Sie könnten mir vielleicht zu dem Besitz eines Schazes helfen, der meiner Familie gehört, und der in meinem Garten vergraben liegen soll.“

„Sehr gern,“ erwiderte der Hauswirth — „der Schaz ist ohnedies Ihnen bestimmt. Er ist sehr beträchtlich, Sie können getrost annehmen, daß er allein zureichen würde, Ihren starken Haarwuchs nach meinem Preise zu bezahlen. Ich kenne die Sage von diesem Schaze genau. Er liegt unter der alten Weide an der Gartenbrücke, und wird in der Mitternachtstunde gehoben.“

„Sonderbar!“ — rief Halden — „von meiner Kindheit an fühlte ich ein eignes Grauen vor dieser Brücke, und niemals hab’ ich mich überwinden können, mich Abends ihr allein zu nähern.“

„Die Kinderfurcht wird sich verlieren,“ — antwortete der Hauswirth spöttisch lächelnd. — „Der Schatz wird Ihnen nicht entgehen; verlassen Sie sich auf mein Wort!“

„Darf ich einen Gehülfen dazu nehmen, wenn ich ihn hebe?“ — fragte Halden. —

„Warum nicht?“ — erwiederte Jener. — „Ich werde selbst, wenn Sie es wünschen, zugegen seyn, und Ihnen mit Rath und That beistehen, im Fall Sie während der ersten Bestürzung vielleicht zweifelten, was Sie zu thun hätten; denn bei dem Anblick eines so seltenen Schazes, kann einen wohl die Besonnenheit auf Augenblicke verlassen. Vergessen Sie auch nicht, daß der Schatz nur an einem Schalttage gehoben werden kann.“

Während des Gesprächs, hatte der Wirth eine große Zahl Geldrollen herbeibringen lassen. Halden tauschte sie ein und war von neuem verwundert, wie sein sonderbarer Wirth so ungeheure Summen für ein paar blonde Haarlocken verschwenden konnte. Dieser bot ihm zum Abschied noch einige Erfrischungen an; und Halden nahm einen der schönsten Granatäpfel in seiner Tasche mit sich in seine Wohnung. Einige Diener des Hauses beluden sich mit den Geldrollen und halfen sie dem fröhlichen Halden in seine Behausung tragen.

„Merken Sie gefälligst meine Wohnung,“ — rief der Wirth seinem Gast nach — „im Fall Sie vielleicht Lust hätten, mir wieder einige Haare abzulassen. Es ist Nummer vierhundert vier und vierzig in dieser Vorstadt.“

Halden schief diese Nacht in der Freude über sein Glück nur wenig. Er überzählte am Morgen seine Schätze. Der Ankauf des Schmuckes war dadurch gedeckt. Aber mit Er-

staunen sah er unter den angehäuften Rollen und Beuteln einen verwitterten und bemoosten Todtenschädel.

„Wer hat den hieher gelegt?“ — sprach er unwillig, und befahl seinem Diener, ihn wegzutragen.

Der Diener war ebenfalls über den unerwarteten Anblick betroffen. Er behauptete, niemand sey in das Zimmer gekommen, und gestern habe nichts auf dem Tische gelegen, als Geldrollen und ein Granatapfel.

Der Granatapfel war nirgends zu finden, und Halden fühlte einen innern Schauer, so oft er nach dem widerlichen Schädel blickte, der die Stelle der lieblichen Frucht eingenommen hatte. Es fiel ihm bei, was ihm früher begegnet, aber von ihm nicht geachtet worden war. Er hatte nämlich bei der zweiten Zusammenkunft mit dem Fremden einige Blumen, die er diesem pflücken half, in seinem Busen aufgehoben. Diese Blumen waren von ihm bei sei-

ner Nachhausekunft vergebens gesucht, und dagegen einige Blutstropfen an seiner Kleidung bemerkt worden. Jetzt mußte er den Befehl, jenen Schädel zu entfernen, einigemal dem Diener wiederholen; denn dieser scheute sich, Hand anzulegen, und behauptete, es könne mit diesem Schädel nicht von rechten Dingen zugehn. Man habe mehr Beispiele von ähnlichen Spuken und Verwandlungen. Werfe man einmal den Schädel weg: so komme er zehnmal dagegen wieder. Unwillig ergriff endlich Halden selbst den Todtenkopf, und warf ihn aus dem Fenster.

So viel er sich bemühte, seine Ahnungen von etwas Unheimlichem weg zu philosophiren: so gelang es ihm doch nicht vollkommen. Das Gold war zwar unverändert geblieben; aber doch scheute sich Halden, davon Gebrauch zu machen. Er hatte sich die Wohnung des Fremden gemerkt, und wollte sich erst selbst überzeugen, ob dieser das Mißtrauen verdiene,

welches der unerklärliche Vorfall mit dem Tod: tenkopf und dem Granatapfel aufregen konnte. „Der Fremde ist in der natürlichen Magie erfahren,“ sagte Halden zu sich selbst. — „Vielleicht war es ein Scherz von ihm, der mich jetzt zu einer Ungerechtigkeit gegen den Sonderling verleitet.“

Er ging noch denselben Morgen in die Vorstadt und fand sogleich dieselbe Straße, durch die er gestern mit dem Unbekannten gegangen war. Die Nummern der Häuser trafen zu; allein Nummer vierhundert drei und vierzig war das letzte Haus, die Wohnung des Thorschreibers. Ärgerlich, daß man ihn nun vielleicht in eine entfernte Gasse weisen möchte, fragte er den Thorschreiber nach der folgenden Hausnummer.

„Wir haben keine solche Nummer in dieser Vorstadt,“ — erwiderte der Thorschreiber — „mein Haus ist das letzte.“ Halden wollte streiten; allein der Thorschreiber ward endlich

ungeduldig, und wiederholte: sein Haus sey Nummer vierhundert drei und vierzig und das letzte in der Vorstadt. Wolle Halden durchaus nach vierhundert vier und vierzig: so möge er sich die Nummer auf der Landstraße suchen. Damit wendete er ihm den Rücken.

Halden sah sich weit um, ob er nicht das gestrige Haus erblicke; allein wie er vor sich hin auf die Straße sah, fiel ihm nichts in die Augen, als in einiger Entfernung — das Hochgericht.

Tief erschüttert, wendete er schnell den Blick ab. Die dunkle Ahnung stand fest als furchtbarer Glaube vor ihm. Er dachte mit Schauern an jene Laube und ihre Verzierungen, deren Bedeutung er jetzt mit Abscheu errieth. Zugleich fiel es ihm auf, daß alle Blumen und Früchte jenes unheimlichen Gartens brennend roth glänzten; selbst die rothe Uniform des Hauswirthes verwandelte sich seiner Fantasie in ein Flammenkleid. Es dünkte ihn, als flü-

sterte jedes Blättergeräusch und jede wehende Luft ihm unaufhörlich den Namen jenes Fremden zu, so sehr er sich auch ihn zu vernehmen sträubte. Er eilte nun zurück in seine Wohnung, und hier wuchs beim Eintritt der Glaube zur riesenstarken, unbelämpfbaren Gewißheit. Denn kaum öffnete er die Thür: so sah er, wie der bemooste Todtenschädel ihn wieder mitten unter den Goldhaufen angrinsete.

Der alte Diener errieth aus der bleichen Bestürzung seines Herrn und aus der unnatürlichen Wiederkehr des Todtenkopfs, einen Theil des finstern Geheimnisses. Er bat Halden mit Thränen, von seinem Vorhaben abzulassen, und das Geld nicht zu gebrauchen, das er unmöglich aus guten Händen empfangen haben könne, da es in so unheimlicher und verdächtiger Gesellschaft sich befinde. Halden erzählte, wie er schon früher viel Geld von dem Unbekannten empfangen habe; aber der Diener tröstete ihn, daß er den Feind damals

nicht gekannt, sondern ihn vielmehr für einen Sonderling gehalten habe. Allein während daß der redliche Alte noch vermahnte, brachte ein Diener der Gräfin ein Billet, worin sie Halden ersuchte, den Schmuck zurückzunehmen, der ihn vielleicht in Verlegenheit setzte. Der gewandte Ueberbringer bemerkte kaum, wie rings im Zimmer große Summen zur Auszahlung bereit lagen, als er den Schritt seiner Herrschaft auf das feinste zu entschuldigen wußte, und alle Schuld dem Baron Diethelm aufbürdete, welcher durch die unwürdigsten Verläumdungen die Gräfin in die Nothwendigkeit versetzt habe, zu Halden's und ihrer eigenen Ehre etwas Auffallendes zu unternehmen.

Er hatte kaum ausgesprochen, als die Juwelenhändler eintraten. Vergebens verschwendete der alte Diener flehende Blicke, vergebens faßte er schauernd den gräßlichen Schädel, und gab ihn seinem Herrn statt der ersten Geldrolle. Halden, von tausend kämpfenden Af-

felten bestürmt, bezahlte die Kaufleute. Sie gingen froh mit ihrer Zahlung davon; der Botte der Gräfin eilte lächelnd mit dem kostbaren Schmuck zu seiner Herrschaft; der alte Diener schlich weinend mit seinem Schmerz auf sein kleines Zimmer. Bei Halden blieb nichts zurück als der Todtenkopf, der ihm seine That furchtbar, ohne Worte nannte.

Er blieb indessen nicht lange in dieser düstern Gesellschaft. Sein Diener meldete ihm einen Fremden, der aber seinen Namen geweigert habe, weil ihn der Herr schon kenne. Er trage rothe Uniform und auf dem rechten Auge ein schwarzes Pflaster.

„Das ist er,“ — rief Halden schauernd — „ich mag ihn nicht sehn, laß ihn nicht herein!“

Allein der Fremde öffnete selbst die Thür.

„Es freut mich, daß Du mich noch kennst,“ sagte er eintretend — „wir können uns nun zu jeder Stunde treffen, und nicht bloß, wie bisher

bisher, nur in der Nacht, wenn das Unglück Dich mißlaunig gemacht hatte. Ich sehe, Kollen und Beutel sind fort! Brauchst Du mehr? Ich habe Gold bei mir, wenn wir handeln wollen.“

„Weiche von mir!“ — rief Halden —
„Du hast mich betrogen.“

„Gestern Abend ein wenig,“ — erwiderte Jener — „oder vielmehr, ich habe Dich gewarnt. Hier steht der eine Warner noch vor Dir und das Gebäude vor dem Thor, zunächst der letzten Hausnummer, war der zweite Warner. Warum achtetest Du nicht darauf?“

„Ich verabscheue Dich,“ — entgegnete Halden — „Du drängtest Dich zu mir, ich suchte Dich nicht!“

„Hier steht mein Zeuge,“ — versetzte der Fremde, auf den Schädel deutend — „Du wußtest, wer ich war, als Du den Schmuck bezahltest. Warum also geberdest Du Dich jetzt so wunderbar? Wir sind doch einmal nun

Handelsfreunde. Seit dieser Stunde steht Dein Name in meinem Buch eingeschrieben. Sobald Du mich begehrt: so nimm nur den Schädel in die linke Hand, und sprich meinen Namen: gleich bin ich bei Dir.“

„Ich weiß Deinen Namen nicht: weiche von mir!“ rief Halden.

„Oh!“ — lachte der Fremde verbissen — „ich habe viel Namen. Nenne einen davon und denke nur dabei an mich: so versteh' ich Dich schon.“

Mit diesen Worten ging der Furchtbare hinaus.

„O daß ich los könnte von dem Entsetzlichen! — seufzte Halden — „daß es noch Zeit wäre!“

„Es ist vielleicht noch Zeit,“ — fiel der alte Diener schüchtern ein — „Nur rufen Sie ihn nicht! Ich beschwöre Sie bei Ihrer Seeligkeit, um des Himmelswillen, rufen Sie ihn nur nicht!“

„Bei Gott, das will ich nicht!“ — versetzte Halden, und hob betheuernd seine Hand zum Himmel — „und sollt' ich um das Brodt arbeiten müssen: ich mag sein Gold nicht wieder sehn.“

Die Gräfin schickte und ließ Halden zum Mittagessen einladen. Bald darauf schickte auch Diethelm und lud seinen Nebenbuhler ein; aber zum Zweikampf auf Pistolen.

Die Gräfin suchte durch die süßesten Liebeskosungen ihre Uebereilung zu vergüten. Sie zeigte Halden die Abschrift eines Billets, worin sie den Baron ersucht hatte, ihr Haus künftig zu meiden. Der bevorstehende Zweikampf erfüllte sie mit der fürchterlichsten Angst. Sie beschwor ihren Geliebten, sich der Gefahr zu entziehen, sie klagte ihre Unvorsichtigkeit an, mit der sie den Baron zu diesem Schritt gereizt habe. Als nun die Stunde schlug, wo Halden sich zum Zweikampf vorbereiten sollte,

war die Gräfin untröstlich, und wollte ihn durchaus nicht von sich lassen; denn Träume und Ahnungen ließen sie einen traurigen Ausgang des Duelles fürchten. Indessen die Ehre gebot, und Halden mußte sich aus ihren Armen losreißen.

Er ließ eben seine Pistolen laden, als er einen Knall wie einen Schuß hörte. Zugleich bewegte sich der Schädel; und als Halden näher trat, bemerkte er, daß der Totenkopf, wie von einer Pistolenkugel über der linken Augenhöhle zersprengt war. Woher der Schuß gekommen, ließ sich nicht ausmitteln.

Den sonst unerschrockenen Halden befiel jetzt eine unbezwingliche Furcht. Er glaubte, dieser Zufall bezeichne ihm eine tödtliche Verwundung im Duell. Es war ihm unmöglich, diese Ahnung zu unterdrücken, und doch war ihm gerade jetzt das Leben so lieb geworden. Immer fielen seine Augen auf den zerschmetterten Schädel, und immer lehrte er zurück, wenn

er schon an der Thür war, um durch Zögern die dunkle Stunde aufzuhalten. Endlich rückte die Zeit des Zweikampfes heran, und längeres Zögern war nicht möglich.

„Muß ich denn fallen,“ — rief er schmerzlich, indem er mit der Linken den Schädel faßte — „muß ich fallen, und giebt es keine Rettung?“

Da bemerkte er Blutstropfen, die aus den zerbrochenen Todtenbeinen hervorquollen.

„Keine Rettung?“ wiederholte er nochmals — „Oder...“

Er fürchtete sich, den Gedanken auszusprechen. Sein Pferd wieherte unten vor der Thür.

„Jetzt sterben!“ seufzt er — „jetzt, im vollsten Genuß des langersehnten Glückes, und beladen mit einer Schuld! Nur jetzt nicht, nur jetzt nicht! Kannst Du mich retten, fremdes Wesen...“

„Ich kanns,“ — sprach die bekannte Stimme

me, und der Fremde stand an seiner Seite.

— „Ich kanns, wenn Du willst.“

„So rette mich!“ — rief Jener.

„Halte mit der linken Hand Dein Gewehr,“
— sagte der Fremde — „ich helfe Dir. Aber
eile, Du wirst erwartet.“

Halden trieb sein Pferd im schnellsten Lauf zu der bezeichneten Stelle. Diethelm erwartete ihn. Man wechselte wenig Worte. Halden, als der Gefoderte, sollte zuerst schießen. Seiner Sicherheit gewiß, lehnte er den Vorzug ab, und ließ das Loos entscheiden. Es fiel für Diethelm. Halden nahm sein Gewehr in die linke Hand und des Gegners Kugel flog bei ihm vorüber. Jetzt wollte er sein Pistol, ohne zu zielen, in die Luft abdrücken; aber Diethelm sank blutend zu Boden. Die Kugel hatte ihn über dem linken Auge den Kopf zerschmettert.

„Er ist todt,“ — sagte der Fremde, der

jetzt hinter einem Busche hervortrat — „stehst Du, daß ich Wort halte?“

„Ich wollte seinen Tod nicht,“ — schrie Halden in Verzweiflung — „fort von mir, mörderischer, höllischer Unhold!“

„Gemach, gemach!“ — spottete Jener — „Du brauchst mich ja weiter!“

„Niemals, niemals!“ — rief Halden — „Fluch Dir! und Fluch auch mir, wenn ich jemals Deine boshafte Hülfe begehre!“

Der Fremde lachte und verlor sich wieder hinter den Bäumen.

Diethelms Tod machte indessen Aufsehen, und Halden, der über seine Liebe jede Sicherheitsmaßregel aus der Acht ließ, ward verhaftet. Seiner Familie wegen wünschte man ihn zu schonen; und da man ihn, seinem Aufwand gemäß, für unermesslich reich hielt, gab man ihm zu verstehen, er könne der Strafe, welche wenigstens lebenslängliche Gefangenschaft auf der Festung seyn werde, durch Erle-

gung einer bedeutenden Geldbuße entgehn. Entschlossen, lieber zu sterben, als die Hülfe des Fremden zu fordern, wies er jeden Vorschlag dieser Art zurück. Als aber das Urtheil gesprochen war, und die ewige Gefangenschaft mit allen ihren kalten dumpfen Schrecken sein ganzes Leben zu verfinstern drohte, und die junge Lebenslust sich mächtig gegen jenes finstre Gespenst auflehnte, da fiel ihm zuweilen in schlaflosen Nächten ein, wie es doch bei ihm stünde, sich zu befreien, und aus dem engen schwarzen Kerker zurückzutreten in das frische Leben und in die weite Welt, voll lieblicher bunter Freuden. Dann hielt er wohl zuweilen im Traum den Totenkopf in der Linken; und der Fremde kam freundlich, und führte ihn durch die geöffneten Pforten der Festung in die Arme seiner Geliebten. Aber mit dem Traum verschwand der Wahn, und die düstre freudenleere Einsamkeit trat wieder an der Hand der Wirklichkeit zu dem Wachenden.

Einſt nach einer langen, in Fieberphantafie durchwachten Nacht, bot man ihm nochmals, auf dringendes Verwenden feiner Familie, die Verwandlung feiner Gefangenschaft in eine Geldbuße an. Seine Freunde beschworen ihn, einem unzeitigen Starrſinn nicht ſein ganzes Leben zu opfern. Sie hielten es für unmöglich, daß dem Verſchwender von halben Millionen die geringere, wenn gleich an ſich beträchtliche, Summe, ein Hinderniß der Freiheit ſeyn könne. Halden ward beſtürmt, er mußte zuſagen.

Erhißt von der unruhigen Nacht, und geſchreckt durch die Ausſichten auf ewiges Elend im Kerker, das ihm ſeine Freunde mit den fürchtbarſten Zügen ausmalten, faßte er, als er ſich allein befand, den Schädel.

„So hilf mir denn noch einmal, Du Entſetzlicher!“ — rief er mit widerſtrebender Stimme.

In demselben Augenlick stand die bekannte Gestalt neben ihm.

„Hast Du Lust zu handeln?“ — sagte der Fremde.

„Frag nicht!“ — erwiderte Halden —
„Du weißt, was ich brauche.“

„Für hundert Haare Gold,“ — versetzte Jener — „um frei zu werden. Wenn alle Gefangene so wohlfeil die Freiheit kauften: die Gefängnisse wären bald leer. Ich bringe Dir indessen die Summe doppelt, weil Du doch ohne Zweifel in der Freiheit auch leben willst.“

Halden tauschte die Summe schweigend ein, und winkte dem Fremden, ihn zu verlassen.

„Laß erst ein verständiges Wort mit Dir sprechen!“ — sagte dieser — „Was willst Du anfangen ohne meine Hülfe? Deine eigene Ohnmacht hast Du, sollt' ich meinen, kennen gelernt. Hast Du mich doch schon einigemal rufen müssen gegen Deinen Willen! Wozu also

dieses kindische Widerstreben? Ich verlange ja nichts von Dir. Du sollst mich sogar bei unserm Handel nicht wieder sehn; wir wollen uns das Verkehr mit einander erleichtern. Brauchst Du Geld: so zieh nur eins von Deinen Haaren aus, wirf es in die Luft, und im Augenblick wirst Du den, Dir bekannten, Werth empfangen. Hältst Du gut Haus: so kann es Dir bis an Deinen Tod nicht fehlen; hast Du aber das letzte Haar verthan: so kann ich Dir freilich nicht helfen, und Du mußt dann nach Deinem Schätze suchen. Er liegt, wie Du gehört hast, unter der bewußten Weide am Gartenbrückchen, und beträgt sicherlich an Werth die ganze Summe, welche Du von mir in unserm Handelsgeschäften empfangen hast. In der Mitternacht eines Schalttages wird er gehoben. Dein Glück ist nun in Deinen Händen. Gebrauch es mit Klugheit."

Die Gestalt des Fremden verschwand. Halden erkaufte seine Freiheit, und nahm sich

vor, mit dem Rest seiner Baarschaft so gut Haus zu halten, daß er die geheimnißvolle Hülfe nicht mehr nöthig habe.

Allein die Verbindungen seines frühern Lebens stellten sich der Ausführung seines Vorhabens mächtig entgegen. Der Zwang geselliger Verhältnisse, die Anforderungen des Wohlstandes und hergebrachter Schicklichkeit, daneben die Gewalt der Liebe, und der Stolz, vor der Geliebten nicht den Schein glänzender Unabhängigkeit von jeder haushälterischen Rücksicht zu verlieren, setzten ihn bald in die Nothwendigkeit, von seiner Goldquelle Gebrauch zu machen. Er brauchte den Kauf des Vergnügens, um die Stimme des innern Widerspruchs zu besänftigen, und bald forderte die Gewohnheit ihr altes Recht und vereitelte die Ausführung des bessern Vorsatzes. So brachte jeder Tag neue Feste; und was früher alle seine Wünsche übertroffen hätte, gnügte jetzt kaum den verwöhnten, überreizten Sinnen.

Schon manches Haar war für den Preis des dunklen Handelsmanns in der Luft verschwunden, und dünner und immer dünner ringelten sich die Locken um Haldens Scheitel. Sein alter Diener warnte vergebens; vergebens zeigte ihm sein Spiegel die Nothwendigkeit, sparsamer mit den wenigen Ueberresten der vormals so dichten Umlockung zu verfahren. „Sollt' ich so thöricht sehn,“ — sprach er — „dem Alter oder einer Krankheit das zum Nabe zu lassen, was mir jetzt so reichlich wuchert? Und hab' ich das letzte Haar verschwendet: so bleibt mir ja doch der Schatz unter der alten Weide; mit diesem wird es alsdann Zeit, den vorsichtigen guten Haushalter zu machen.“

Endlich, und schneller, als Halden selbst es vermuthete, flog das letzte Haar dem Fremden zu. Kaum genügte der Preis dafür den nöthigsten Bedürfnissen. Aber Halden lachte, als er es hoch in die Luft warf, denn als wär' es berechnet, verlor er diesen Goldquell in

dem Augenblick, wo ein neuer ihm von dem Schicksal eröffnet werden sollte. Es war eben Schalltag, dessen Mitternachtstunde zu der Hebung jenes Schazes unter der alten Weide bestimmt war. Halden bereitete sich zu diesem Geschäft; sein alter Diener sollte ihn begleiten.

„Was wollen Sie jetzt in der Mitternachtstunde hier?“ — sagte der Alte — „hier, an diesem schauerlichen Orte? Sie haben mir oft erzählt, wie Sie von Kindheit an diese Brücke und diese Weide gescheut haben. Solche Ahnungen muß man nicht in den Wind schlagen.“

„Sei ruhig!“ — erwiderte Halden — „jene Ahnung war kindische Furcht, welche die große Bedeutung dieser alten Weide für mein Leben nur falsch auslegte. Hier liegt der große Schaz, von dem eine alte Sage spricht. In dieser Mitternacht wollen wir ihn heben.“

„Warum denn eben in dieser Mitternacht?“ — fragte der Alte — „Hören Sie doch den

Sturm, wie er heult, und sehn Sie den weißen Schein dort, wie ein Leichentuch über einem Sarge!"

„Thor!“ — rief Halden — „es sind die weißen Brückengeländer. Diese Mitternacht ist die rechte Zeit. Es ist heut Schalttag.“

„Schalttag?“ — wiederholte der Alte — „O weh! das ist ein böser Tag, den kein Heiliger in seinen Schuß genommen hat.“

„Schweig!“ — gebot Halden — „wir heben den Schatz. Er ist mein rechtmäßiges Eigenthum, und so groß an Werth, als Alles, was ich bis jetzt erhielt, Du weißt, wie! Dieser Reichthum verlor sich so schnell, als er gewonnen wurde. Mit dem Neuen will ich Haus halten, ich verspreche Dir es. Laß uns beginnen. Die Zeit eilt, und was würde aus mir, wenn dieser Schatz verloren ginge!“

Halden grub. Der Alte hielt mit zitternder Hand die Leuchte. Alles war still, nur der Wind pffiff durch die dürren Zweige der

Weide, und Käuze, die vorüberflogen, krächzten ihr gellendes Komm, mit.

Es klang hohl. Halden stieß einigemal mit dem Spaten in die Grube, und lächelte dem Diener zu, erfreut über den glückverheißenden Klang. Da rauschte ein Windstoß vorüber, und Fledermäuse schwirrten aus der alten Weide auf, daß Funken umherflogen von dem losgeschüttelten faulen Holze.

„Das sind keine guten Zeichen, lieber Herr!“ — rief der Alte kopfschüttelnd — „lassen Sie uns beten und umkehren!“

„Still!“ — versetzte Halden — „ich fühle etwas Hartes, ich treffe auf Eisen. Bald sind wir am Ziele!“

„Ach Gott!“ — seufzte der Alte — „welch Ziel wird das seyn? Hören Sie doch das Käuzlein! Dort auf der Brücke sitzt es und ruft: Komm, mit, Komm, mit!“

„Laß Kauz und Eulen,“ — sagte Hal-
den

den — „hier ist der Kasten. Hilf ihn empor heben.“

Sie hoben mit leichter Mühe den Kasten aus der Erde.

„Schwer ist er nicht,“ — fuhr Halden fort — „laß sehen, was er enthält. Vielleicht nur Nachweisungen, wo der eigentliche Schatz liegt. Denn, wenn dieser an Werth so viel enthalten soll, als ich verschwendet habe, dann faßt dieser kleine Raum ihn nicht. Geschwind laß uns öffnen!“

„Um des Himmelswillen, lieber Herr,“ — bat der Alte — „nur hier nicht! Mir zittern die Glieder vor Grausen. Hören Sie! Nun sitzt das Kätzlein gar über uns in der Weide, und ruft sein entsetzliches Komm, mit!“

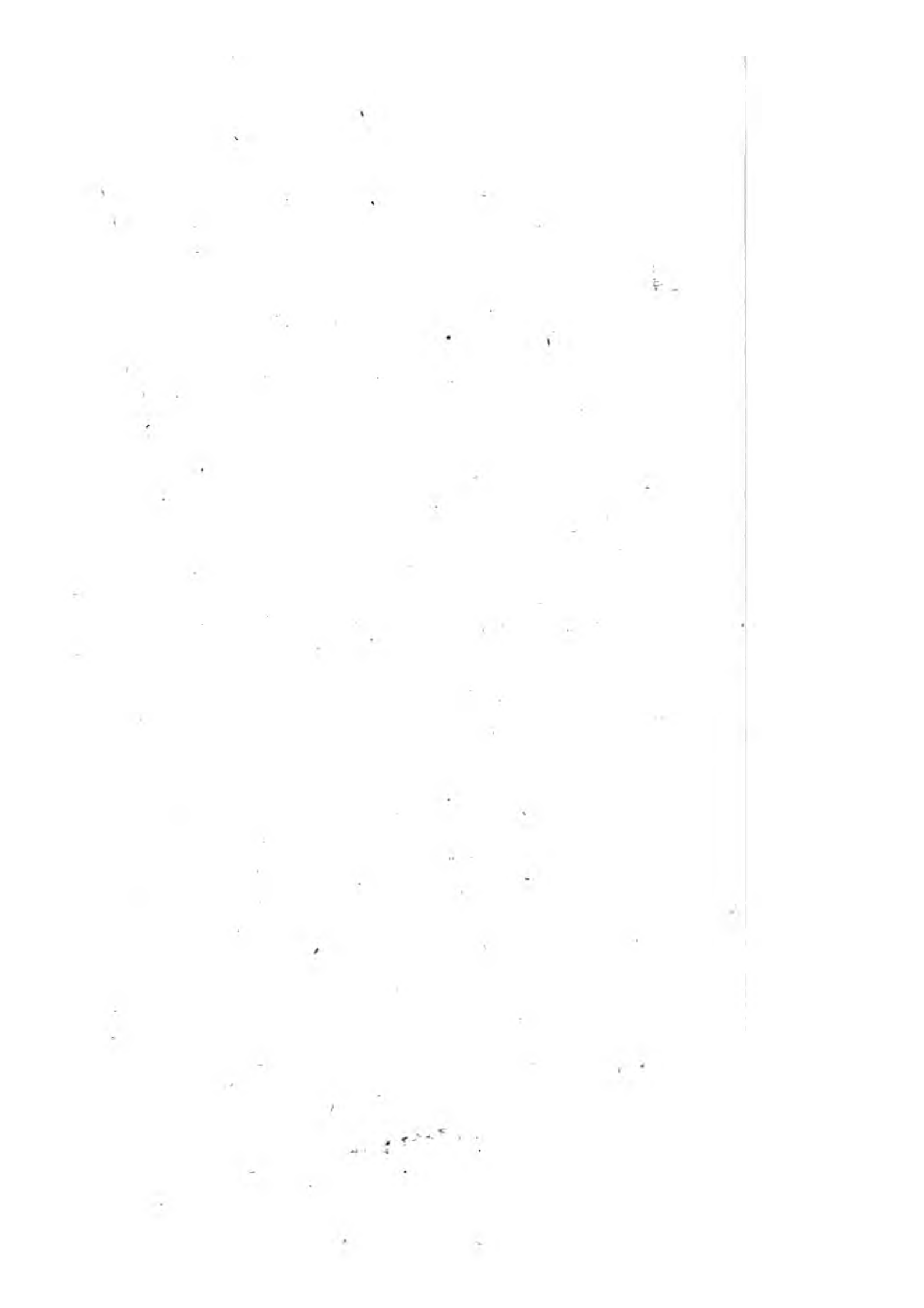
„So schweig endlich!“ — fuhr Halden den grauen Diener an — und schlug an den Kasten, daß er aufsprang. Aber bleich und mit dem Blick der Verzweiflung sah der Schatzgräber in das geöffnete Behältniß. Da lag der

Werth seiner ganzen bisherigen Verschwendung vor ihm, sein eignes goldgelbes Haar zum Seil geflochten, und in eine Schlinge gewunden. Laut schrieen jetzt die Käuze aus den Nesten der Weide ihren furchtbaren Todtenruf. Der Alte sank ohnmächtig zu Boden. Um ihn heulte der Wind, und wildes Hohnlachen brüllte durch die Luft.

Der unglückliche Halden erkannte jetzt die ungeheure Täuschung. Wahnsinn der Verzweiflung ergriff ihn. Er konnte den furchtbaren Augenblick nicht überleben, in welchem die feindlichen Mächte ihn zu ihrem Eigenthum weihten. Als der alte Diener, von dem Morgenroth erweckt, sich aufrichtete, sah er seinen Herrn an der Weide, durch die Schlinge seines eignen Haares erwürgt.

R a n d a u l e s.

B a l l a d e.



Kandaules herrscht' in der Lyder Land
Aus Herakles Stamme gezeugt ;
Sein Name war weit den Menschen bekannt,
Des Reiches Feinde hatt' er gebeugt.
Nun ruhten die blutigen Schwerter und Speere,
Und er schützte die Künste, des Friedens Ehre.

Doch war ihm von allem Ueberfluß,
Den die Götter ihm gütig gewährt,
Der Königin Schönheit der höchste Genuß,
Und er hielt sie göttlicher Ehre werth.
Und ließ viel Dichter wetteifernd ringen,
Der schönen Königin Preis zu singen.

Und alle zogen, mit reichem Lohn,
Von dem König begabt, zurück,
Und täglich umringten Künstler den Thron,
Zu erfreun des Königes Herz und Blick;
Und was von Göttern und Menschen geschehen,
War von ihnen lebendig gebildet zu sehen.

Einst kam Bularchus aus fernem Land,
Der Meister in Farb' und Gestalt,
Vom Gastfreund mit Ruhm dem König gesandt,
Ihm zu zeigen der Künste hohe Gewalt.
Und der König ladet zum glänzenden Feste
Bei des Meisters Ankunft die edelsten Gäste.

Und als sie gewechselt manch wichtiges Wort,
Da stellt, auf des Königs Geheiß,
Der Meister sein Bild auf erhabenen Ort,
Und es schließt sich ehrerbietig der Kreis,
Erwartend, wenn auf des Königs Winken
Von dem Bild der deckende Vorhang wird sinken.

Und der Künstler hebet den Vorhang still,
Und die staunende Menge schaut
In des Schlachtgetümmels wildes Gewühl,
Und es pocht jedes Herz in dem Busen laut;
Des Kriegers Rechte greift nach dem Schwerte,
Und die Frauen fliehn mit banger Gebehrde.

Und der König vom Anblick der Schrecken
bleich,
Erhebt sich vom goldenen Thron:
Dein Bild acht' ich löstlichem Golde gleich,
Und gleiches Gewicht davon sei dein Lohn;
Und willst du mit deiner Kunst mich erfreuen,
So soll sich der Preis dir immer erneuen.

Und der Meister, beschämt sich verbeugend,
spricht:
O König, du bietest mir viel!
Das Bild bewegt dich, doch acht' ich das nicht
Der himmlischen Kunst vollendetes Ziel.
Willst du so fürstlichen Lohn gewähren,
So muß seine Kunst der Künstler ehren.

Der König staunt, und der Meister stellt
Vor die Menge ein zweites Bild,
Und jede Brust harrend den Athem hält,
Bis er leichtes Zuges die Tafel enthüllt,
Und der Künstler sieht mit frohem Entzücken
Die Macht der Schönheit in allen Blicken.

Aus der Wogen Schaume sich hebend, stand,
In lieblicher Jugend Gewalt,
Verschmähend das reizende Faltengewand,
Aphroditen's hohe Göttergestalt;
Und des alten Oceans wilde Söhne
Huldigten schmeichelnd der himmlischen Schöne.

Und die Menge lauscht, und sie waget kaum
Der Entzückung leiseres Wort,
Als sei die Gestalt gebildet vom Traum,
Als scheuche sie schreckend die Rede fort.
Nur den König verläßt zuerst das Staunen,
Er wagt's, dem Vertrauten ins Ohr zu raunen:

Schön ist sie fürwahr, o Gyges, es kann
Aphrodite schöner nicht sein!
Doch, laß dich nicht blenden so thörichten Wahn,
Als wohne die Schönheit bei Göttern allein.
Mein ist die schönste der Frauen,
Und neidend müßt' Aphrodite sie schauen.

Da strahlet des Jünglings Auge von Lust,
Zu vernehmen der Königin Preis;
Denn tief wohnt ihr Bild in seiner Brust,
Und er liebte sie lange im Verborgenen heiß;
Doch faßt er sich schnell, und heuchelt Entsetzen,
Daß der König sie will über die Himmlische setzen.

Und der König, glühend von Liebe, spricht,
Aphroditen nicht laß ich den Ruhm!
Du sahst die himmlischen Reize nicht,
Die die Götter ihr gaben zum Eigenthum;
Doch sollst du noch heute die schönste der Frauen
Mit geblendetem Sinn anbetend schauen.

Da regt das Verlangen dem Jüngling das
Herz,

Die göttliche Schönheit zu sehn.
Und ihn quälet folternd der nagende Schmerz
Als Zeuge des fremden Glückes zu stehn,
Und sie, die ihm hält die Sinne gefangen,
Zu sehn von des Königes Armen umfängen.

Und der König lächelnd zum Künstler spricht:
Nimm hin den versprochenen Lohn.
Doch, deine Göttin ehr' ich noch nicht,
Ein Jüngling spricht ihren Reizen Hohn,
Und will mir menschliche Schönheit zeigen,
Die keine himmlische soll erreichen.

Da blickt der Künstler den König an,
Und warnend die Hand er hebt:
Die Himmlischen strafen den eiteln Wahn,
Weh dem, der sich über die Götter erhebt!
Gefangen wird er in eigenen Schlingen,
Sein Glück muß selbst Verderben ihm bringen.

Und er nimmt sein Bild, und wendet sich ab,
Und verläßt des Königs Pallast.

Da sinkt die Sonn' in das Meer hinab,
Und der König eilt mit stürmischer Hast,
Ihm folgt der Jüngling mit bangem Erröthen,
Und birgt sich hinter die goldnen Tapeten.

Hell strahlte des Mondes weißes Licht
Durch die weiten Fenster herein,
Und in hohen, krystallinen Spiegeln bricht
Sich vielfach der sanfte, silberne Schein,
Als wollt' in leuchtenden Strahlenmeeren
Der Himmel selbst die Fürstin verklären.

Und der Jüngling harret, und es öffnet sich bald
Die Thür, und es tritt in den Saal
Mit dem König die hohe, schöne Gestalt,
Und es küßt die Selene mit liebendem Strahl,
Und wie eine Nymphe im leichten Tanze,
Schwebt sie, umleuchtet vom magischen Glanze.

Und der Jüngling sieht, wie das weiße
Gewand

Um die weichen Formen sich schmiegt,
Und wie der König mit schmeichelnder Hand
Des Schleiers luftige Hülle besiegt,
Daß auf Nacken und Brust sich Schimmer und
Schatten

Im lieblichsten Spiele wechselnd gatten.

Und er sieht der Arme liebendes Paar
Gehoben mit lächelnder Lust,
Mit den Rosenfingern lösen das Haar,
Daß es ringelnd wallt über Nacken und Brust,
Und der Schönheit Blüthe bald leise verstecket,
Bald freier des Jünglings Blicken entdeckt.

Da bezwingt er länger die Sehnsucht nicht
Und seufzend athmet die Brust.
Doch der König wendet bang sein Gesicht,
Entfagend der leicht verrathenen Lust,
Und bedeckt nun selbst mit des Schleiers Hülle
Der göttlichen Glieder reizende Fülle.

Dann führt er sie schnell in das Schlafgemach,

Und geängstet eilt er davon:

Erwarte mich nicht, ich bleibe noch wach,

Mich fesselt die Sorg' um Land und Thron.

So eilet er fort, und der Jüngling entdeckt,

Daß geheimes Grauen den König schrecket.

Doch den Jüngling der nächtliche Schummer flieht,

Ihn umschwebt die schöne Gestalt,

Und aus wachen Träumen ihn plötzlich zieht

Eine unbekannte, sanfte Gewalt.

Die befiehlt ihm, zu folgen, mit leiser Stimme,

Und er glaubt sich geopfert des Königs Grimme.

Doch unerschrocken folget er nach,

Geleitet von ihrer Hand,

Und staunend erkennt er das hohe Gemach,

Wo vor wenig Stunden er lauschend stand.

Und die Fürstin, vom Schleier leicht bedeckt,

Auf das schwellende Lager hingestreckt.

Und sie blicket ihn an mit zürnendem Blick:
Verwegner! was hast du gethan?
Ich segne, Königin! mein Geschick,
Denn ich sah, was die ersten der Götter nicht
sahn.

Und soll für mein Glück mein Leben büßen,
So sterb' ich mit Wollust zu deinen Füßen!

Und die Königin blicket ihn liebeich an:
Dein ist unter zweien die Wahl.
Du tödtest den König, ein tapferer Mann,
Erwirbst dir das Reich, und wirst mein Gemahl.
Doch, bist du zu feig, so verlierst du dein Leben,
Denn der König kann dir dein Glück nicht vergeben.

Da entsetzt sich der Jüngling; er fürchtet
die Wuth
Des Königs, die heimlich ihm droht.
Hier glüht ihm der Liebe lebendige Gluth,
Dort erwartet ihn stummer, unrühmlicher Tod;
Und er sinket betäubt zu ihren Füßen,
Er will nicht wählen, er sehnt sich zu müssen.

Befiehl mir, Himmlische, ruft er laut;
Laß mir nicht die schreckliche Wahl!
Dich zu umarmen als meine Braut
Fordr' ich zum Kampfe die Götter all:
Und kann mir das deine Lieb' erwerben,
So muß Kandaules noch heute sterben.

Da reicht ihm die Königin lächelnd die Hand,
Und er küßt sie mit wüthender Lust,
Und sie sieht ihn mit frohem Entzücken gebannt,
An die schwellende, liebeglühende Brust,
Und sie hält ihn fest mit den Armen umfassen,
In Küffen stillend ihr heißes Verlangen.

Da erhob sich der Morgen in Osten fern,
Mit röthlich dämmerndem Schein,
Er erbleicht, der Liebe hellstrahlender Stern,
Und der Jüngling eilt zu dem Könige hinein;
Er will im Rausche die That vollenden —
Bald lehrt er zurück mit blutigen Händen.

Und der Tag bricht an, da schallt's im
Pallast:

Randaules, der König, ist todt!

Und es eilen die Boten sonder Hast,

Zu verkünden, der König ist todt!

Und das Volk umringt des Pallastes Pforten,

Es forschet nach dem Thäter, es will ihn mor-
den.

Da naht Eularchus mit ernstem Blick:

Nächt nicht, was die Götter vollbracht!

Der König erhob sich frevelnd im Glück,

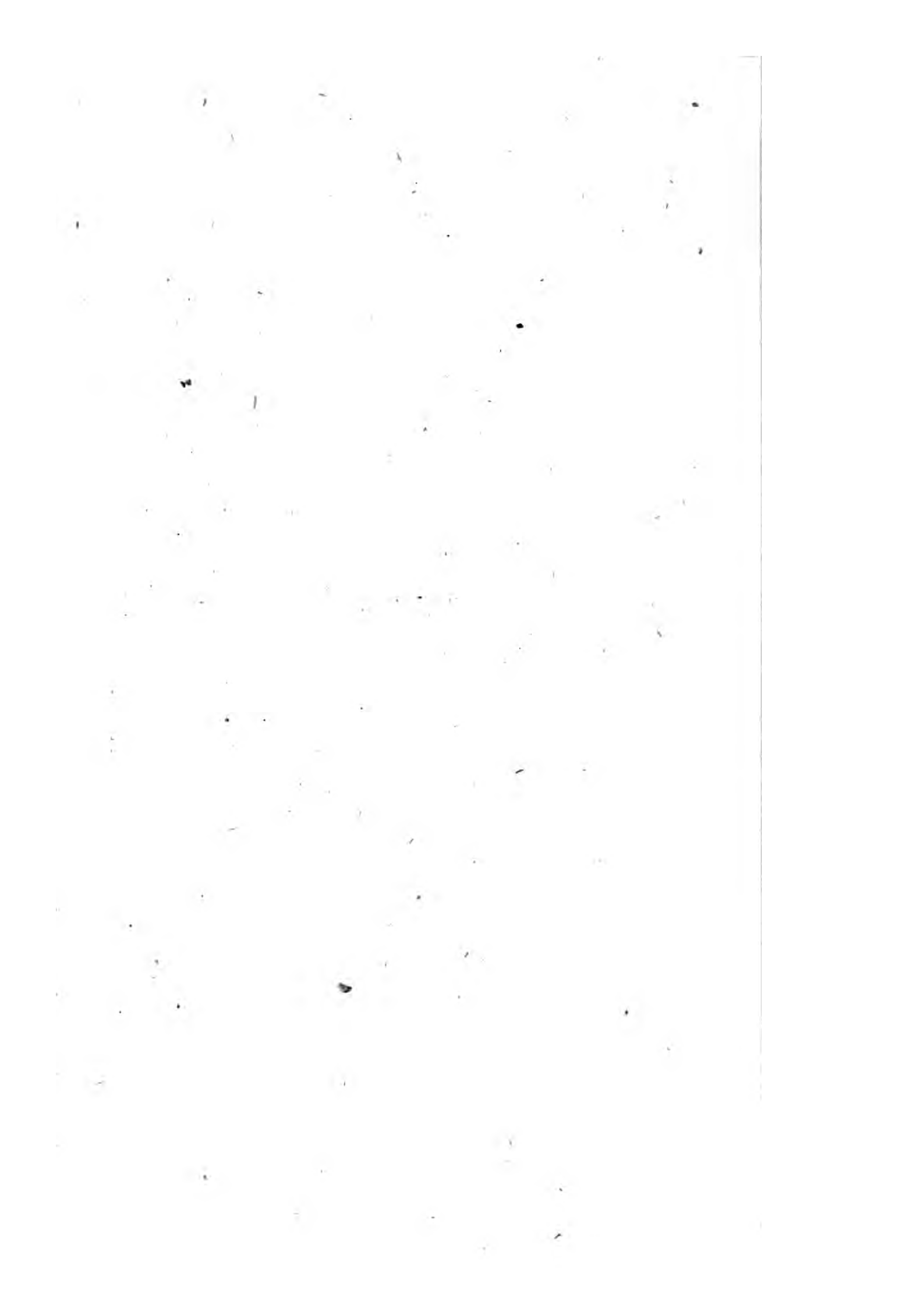
Ihn strafet nun Aphroditens Macht.

Der Mensch kann den hohen Göttern nicht
wehren,

Was sie wirken, muß er im Staube verehren.

Der

Der
Mondstein und der Stadtschreiber.



Das Vaterländchen des Hoffaktor Stahl hatte sich in dem letzten französischen Kriege den Feinden ziemlich furchtbar gemacht, und ihr schnelles Vordringen durch die Nachgiebigkeit seiner Straßen sicherer verhindert, als die befreundeten Armeen durch ihren Widerstand. Wie aber bei allem Licht der Schatten nicht fehlt, so blieb auch bei diesem glänzenden Vorzug, die dunkle Schattenseite nicht aus. Der Sieger, der jeden Feind lebhaft angriff, und an die Unüberwindlichkeit von keinem glaubte, sah sich zwar gewöhnlich in der Mitte des Landes von dem Feinde unter seinen Füßen übermannet, und

zu Waffenstillständen, Kasttage genannt, genöthigt, um Kräfte und Bagage gehörig wieder herzustellen, bekanntlich aber schadet ein Waffenstillstand allezeit der Parthei, welche eben im Vortheil ist, kein Wunder also, daß das Land, dessen Straßen den Feind ermatteten, durch diese Ermattung selbst etwas erschöpft wurde.

Das Städtchen Klattringen, in welchem der Hoffaktor Stahl sich niedergelassen hatte, diente seiner bequemen Lage und bereitwilligen Bewohner wegen, gar oft zum Ruheplatz der abgematteten Heere. Das junge, müßige Volk, das aus den Fenstern die Reihen der geschmücktesten Krieger ein- und ausziehen sah, oder die aus den Zeitungen bekannten gefürchteten Soldaten ihre Trommeltänze auf den sonst so stillen Straßen schlagen hörte, erzählte davon, als von einem besondern Heil und Vorzug der Stadt; die dienstfertigen Kaufleute und Krämer traktirten die fremden Gäste mit niedlichen Gerichten, und noch niedlicheren Gesichtern; die Sol-

daten lachten, und ließen es sich wohl sehn; aber die ernstern Haus- und Stadtväter runzelten die Stirnen und schüttelten die Köpfe, denn ganz gegen ihre Gewohnheit mußten sie jetzt den Fremden das Haus, und aus Unkunde der Sprache, dem jungen Anwuchs, welchem nach ihrer Meinung das Schweigen geziemte, das Wort überlassen.

Hoffaktor Stahl runzelte indessen seine Stirne nicht. Denn auf seinen Jugendwanderungen hatte er zwei volle Jahre in Paris selbst zugebracht, wo er sich um den Glanz der großen Oper durch Nadell und Scheere bedeutende Verdienste erworben hatte. Auch in Klattringen, wo er nicht allein das Amt eines Rathskammerers, sondern zugleich sämtliche Honoratioren und durchreisende Fremde bekleidete, fehlte ihm die Gelegenheit nicht, seine fremde Zunge in beständiger Übung zu erhalten.

Jetzt hob ihn sein brauchbares Talent auf

die höchste Stufe des Klattringer Glücks. Er ward Bürgermeister, und hatte nichts zu beklagen, als die Unbekanntschaft seiner Tochter, des schönen Hannchens, mit der Sprache der Sieger, zu einer Zeit, wo er wegen der Sorge für die Stadt, ihr die Sorge für das Haus und die ungebetenen Gäste desselben allein überlassen mußte.

Er hatte diese Sorge kaum auf dem Rathshause laut werden lassen, als sich ihm sogleich ein Hülfsmittel dagegen darbot. Der bejahrte Stadtschreiber, der mit dem jungen Hannchen in der Welt nichts gemein hatte, als die Unbekanntschaft mit der fremden Sprache, hatte einen weisen Magistrat durch seine Vorstellungen, noch mehr aber durch einige Mißgriffe, von der Nothwendigkeit eines sprachkundigen Substituten überzeugt. Hierzu schien der junge Ahlwardt das tüchtigste Subject, weil er weder seinem Senior, noch der Stadtkasse mit reellem Gehalt beschwerlich fallen,

sondern sich mit dem idealen Lohne des versprochenen Einrückens in eine künftige Stadtschreibervakanz begnügen wollte. Es wäre nun höchst undankbar gewesen, wenn dieser junge Mann sich nicht sogleich bereitwillig gezeigt hätte, seinem Patron, dem Bürgermeister, aus der Noth zu helfen. Ahlwardt dachte nicht so unerkennlich, er fühlte sich vielmehr von Dankbarkeit für seine Beförderung durchdrungen, und erbot sich sogleich, in dem Hause des Bürgermeisters nicht nur, wie auf dem Rathhause, die Reden der fremden Völker zu interpretiren, sondern auch das schöne Hannchen selbst mit den Eigenthümlichkeiten ihrer Sprache bekannt zu machen. Der Hoffaktor war damit höchlich zufrieden, und räumte dem fleißigen jungen Manne sogar ein Stübchen in seinem eigenen Hause ein.

Die Lektionen nahmen bald ihren Anfang. Hannchens junges Herzchen pochte zwar etwas, wenn sie allein an dem kleinen Tischchen

vor ihrem neuen Lehrer saß, doch war sie anders Sinnes, als die zärtliche Schülerin des Grafen Benjowski, und begehrte diese geheime Regung kaum in ihrer natürlichen, viel weniger in einer fremden Sprache zu proklamiren. Der Lehrer fühlte etwas ähnliches, und bezog es auf das immer näher rückende Exempel der ersten Conjugation in seinem Peplier. Aengstlich, wie junge Leute zuweilen sind, suchte er diese gefährliche Lektion immer aus der Stunde, die er eben gab, zu entfernen, und durch eingelegte Gespräche auf einen andern Tag zu verschieben. Wie aber in den poetischen Schicksalsdramen der klügelnde Mensch durch seinen Widerstand das Unvermeidliche nur um so sicherer herbeiführt, so geschah es auch in diesem häuslichen Duodrama. Auch in diesen Zwischengesprächen gingen die Geister des gefürchteten Exempels seinem wirklichen Erscheinen in der Grammatik voraus. Das schöne Hannchen gestand, daß sie liebe, schon seit dem ersten

Blick liebte, und ewig lieben werde, und war dann beim Anblick der Conjugation nicht wenig überrascht, ihre Gefühle so systematisch nach Zeit und Beziehung geordnet in einer Grammatik anzutreffen. Nur im *Passé parfait* meinte sie, müßte sich der Verfasser des Lehrbuchs offenbar geirrt haben, denn dieses könne bei diesem Zeitwort unmöglich vorkommen. Ahlwardt stellte ihr vergebens zur Rechtfertigung des Grammatikers vor, die französische Sprache sey in solchen Bestimmungen reicher und subtiler, als die deutsche, und er mußte endlich, wenn seine Schülerin nicht eine Abneigung gegen diese perfide Sprache fassen sollte, sich bemerken lassen, daß es im französischen mit dem *Passé parfait* nicht so genau genommen werde, indem man ja Dinge fortdauern sehe, von welchen man oft gehört und gelesen habe, daß sie gänzlich vorüber seyen.

An einem schönen hellen Mondabend sentimentalisirte das liebende Pärchen zärtlich am

offenen Fenster. Hannchen sah zu dem silbernen Mond am blauen Himmel auf, Ahlwardt aber fand sein glänzendes Bild in Hannchens blauen Augen ungleich interessanter. Er küßte eben in astronomischer Begeisterung das große klare Spiegelteleskop, als ein heranrollender Wagen vor der Hausthür hielt.

Ahlwardt erwartete schon irgend einen General oder Commissär, der sich in dem Hause des Bürgermeisters selbst Quartier machen wollte, und wechselte sein schmach tendes Liebhaberangesicht schnell mit der wichtigen Amtsmiene; aber Hannchen erkannte in der klirrenden Equipage das Noth- und Hülfsfuhrwerk des Magistrats, dessen sich die Stadtväter ehemals zur Pracht, späterhin aber, nach dessen Decadenz, zum Transport preßhafter und schnell erkrankter Personen bedienten. Erschrocken lief sie an den Schlag, denn sie fürchtete nichts weniger, als in diesem zerbrechlichen Gehäus das vielleicht schon zerbrochene ihres Vaters zu

erblicken, aber seine starke Stimme überzeugte sie bald von seiner noch ganz rüstigen und ungestörten Lebenskraft. „Immer näher, immer näher!“ rief er dem Kutscher zu, und ließ nicht ab zu rufen, bis der Wagen so nahe an der Thüre des Hauses stand, daß das Wetterdach seinen Himmel bedeckte.

„Es regnet ja nicht, lieber Vater,“ — rief ihm Hannchen, von dem seltsamen Manoeuvre befremdet zu, — „sehn Sie doch den hellen Mondschein.“

„Geh mir mit Deinem Mondschein!“ antwortete der Hoffaktor etwas barsch, und sprang mit ungewohnter Schnelligkeit aus dem Wagen.

Hastig schritt er nun durch das Haus nach seinem Zimmer, und warf sich mit einem lauten: Gott sey Dank! in seinen Sorgenstuhl.

Hannchen und Ahlwardt sahen einander verwundert an, und wollten eben ihrer Neugierde durch Fragen Luft machen, als der

Hoffaktor selbst sich an Ahlwardt wendete.

„Sie sind doch auch ein Gelehrter,“ — fing er an, und Ahlwardt verbeugte sich etwas beschämt, — ist's wahr? Sagen Sie, kann der Mond herunter?“

Ahlwardt und Hannchen sahen sich noch verwunderter an. — „Wie meinen Sie das?“ fragte endlich der Vice stadtschreiber.

„Ich sag's doch,“ — fuhr der Hoffaktor etwas beruhigter fort „kein Mensch in unserer Stadt weiß etwas davon, so wenig wie von einem Naturfaktor. Hoffaktor bin ich, hochfürstlicher, außer mir ist kein Faktor in der Stadt. Daß Gott erbarm! heute ist er voll? Nicht wahr?“

Ahlwardt lachte, aber Hannchen lief ängstlich an das Fenster und besah den Mond. „Es fehlt ein Stückchen!“ rief sie, und ihre Stimme zitterte noch vor Schreck.

„Ein Stück fehlt?“ — schrie nun der

Hoffaktor, und schlug angstvoll die Hände zusammen — „nun so ist's doch richtig!“

Hannchen und Ahlwardt zweifelten, daß es bei dem Bürgermeister ganz richtig seyn möchte, und die besorgte Tochter fragte, was denn richtig sey?

„Daß er bröckelt und Stücken wirft,“ — sagte der Vater seufzend.

„Der Mond?“ fragten Beide und hätten gern gelacht, wenn der alte Herr nicht so gar trübselig ausgesehn hätte.

„Ja, der Mond,“ antwortete er, „und das ist mein Tod.“

Die beiden Liebenden konnten nicht begreifen, wie der Mond und das Leben des Hoffaktors in eine so feindselige Verbindung kommen könnten. Endlich, nach vielen Fragen und vielen Erörterungen, erfuhren sie folgendes. An dem feierlichen Tage, welcher den Hoffaktor und Rathskämmerer Stahl zum Bürgermeister von Klattringen erhob, fühlte

sich das neue Haupt der Bürgerschaft, außer der Freude über seine Erhebung, auch von einem gewissen Edelmüthe durchdrungen, welcher sich unter andern auch in reichlichen Spenden an die Armuth äußerte. Unter den Theilnehmern an seiner Milde war auch ein schwarzbraunes Zigeunermädchen, welches ihm, zum Dank für die Gabe, so lange die Verwaltung der angetretenen Ehrenstelle verhieß, bis ihm der Mond, der eben voll am Himmel stand, auf den Kopf fallen werde. Der Bürgermeister sah mit triumphirendem Lächeln hinauf an die volle Scheibe, denn, weil ihm schon früher eine braune Schwester Gesundheit vorhergesagt hatte, als ihn in einer schweren Krankheit der Arzt aufgab und keine Medicin mehr reichen wollte, so hielt er nach seiner Wiederherstellung jederzeit sehr viel auf diese Prophetinnen. Wenn er auch nicht dafür hielt, daß er bis zu dem Tage das Klatringer Consulat verwalten sollte, wo alle Sterne, folglich auch der Mond, auf die

Erde fallen werden; so meinte er doch, daß selbst bei einer blos metaphysischen Deutung der Wahrsagung, ihm nur ein sehr spätes und dabei glänzendes Ende seines hohen Amtes bevorstehen könne. Er liebte daher den Mond, und kosete mit ihm so freundlich, wenn auch nicht so wehmüthig, wie ein Liebender aus dem zehnten Stufenjahr des achtzehnten Jahrhunderts. Heute aber machte er die unglücklichste Entdeckung seines Lebens, welche die glänzende Täuschung eines ewigen Consulats gewaltsam zerriß.

Ein französischer Physiker reiste der großen Armee nach, und nahm seinen Weg durch Klattringen. Hier trat er, während die Pferde wechselten, mit einigen Gesundheitsbeamten, die ihn begleiteten, auf dem Rathhause ab. Zufällig lenkte sich ihr Gespräch auf Meteorsteine und der Physiker nahm dabei ganz als ausgemacht an, daß niemand anders als der Mond es sey, welcher durch jene Massen eine feurige

Correspondenz mit der Erde unterhalte und dieser seiner Geliebten dadurch sein Inneres offenbare. Diese Steine waren nach seiner Meinung materielle Worte und Herzensergießungen des Mondes, auf eben die Art, wie deutsche Philosophen schon früher die Architektur eine materielle und versteinerte Musik genannt haben. Daß die Erde nicht so kräftig replicire, — wiewohl man nicht wisse, was sie in vulkanischer Erstase vermöge, — verstehe sich von selbst, da sie als Dame den tölpelhaften männlichen Enthusiasmus nicht theile. Der galante Franzos machte hierbei, vielleicht um den Ausfall auf deutsche Literatur zu versüßen, dem Bürgermeister das Compliment, daß die deutsche Sprache diese männliche Natur des Mondes weit sinnvoller andeute, als alle andern Sprachen gebildeter Nationen; aber dem Bürgermeister hatten diese naturphilosophischen Fragmente, zwar nicht über den Mond, sondern über sein eigenes Schicksal ein zu fürcht:

furchtbares Licht gegeben, als daß er die Galanterie des französischen Physikers hätte bemerken können. Nun war ihm das Doppeldeutige Orakel klar. Ein Mondstein sollte herabfallen, und sein bürgermeisterliches Haupt zertrümmern. „Du falsche Hexe!“ rief er erzürnt aus, „du zweizüngige Schlange! ist das der Lohn für meine reiche Spende, die ich dir gab, statt dich, wie es mir geziemt hätte, durch den Stadtknecht über das Weichbild geleiten zu lassen?“ Die französischen Gesundheitsbeamten staunten nicht wenig, und glaubten eben zu rechter Zeit eingetroffen zu seyn. Der flinke kleine Medikus wollte ein Recept verschreiben, der lange Chirurgus suchte sein Etui und der Physikus seine Taschenapothek. Aber der Bürgermeister schob sie alle von sich, zog sie an das Fenster nach der Mondseite, als ob der Mond ihr Patient wäre, und fragte sie auf ihr Gewissen, ob wohl gegenwärtig ein Stück

Mond auf der Erde zu erwarten seyn könnte? Die drei Naturkündiger versicherten einmüthig, man könne einen solchen Zufall, eben wegen des Zufälligen darin, nicht genau vorausbestimmen; dabei stellten sie ihm vor, daß er, als guter Patriot, eine solche Acquisition aus den Gefilden des Mondes für seine Bürgerschaft vielmehr zu wünschen, als zu scheuen habe, indem schon die chemische Bezeichnung des Silbers mit der Gestalt des Mondes, darauf deute, daß aus dem Monde nicht schlechter Kiesel, sondern wenigstens Silber, oder doch Silberwerth herabfallen müsse. Den geängstigten Bürgermeister rührte aber alles nicht. Denn weil er bei jedem fallenden Mondstein die direkte Tendenz auf seinen Scheitel voraussetzte, so hätte er von Gold oder gar Demant seyn können, ohne ihm etwas anders zu bringen, als den bittern Tod. Die Gesundheitsbeamten zogen daher mit gutem Stoff zur Un-

terhaltung auf den Weg, nachdem sie in Klattringen eine ganz neue und unerhörte Krankheit, Mondscheu, oder deutlicher Selenophobie genannt, zurückgelassen hatten.

Denn der Bürgermeister, den man zuvor vielmehr einiger Mondsüchtelei hätte beschuldigen können, war nun auf einmal wie umgetauscht. Er verwahrte sich vor jedem Mondstrahl, und wäre lieber durch brennende Häuser gegangen, als durch mondbeleuchtete Gassen. Seine Astronomie nämlich hatte sich von jeher bloß auf den erotischen Gebrauch beschränkt, und wenn der Mond nicht schien, war er für ihn, wie obskure Autoren für solide Bersieger, gar nicht vorhanden. Daß Feuerbrände fliegen könnten, wenn das Feuer ausgebrannt war, fiel ihm nicht ein, er fand also auch keine Löschheimer nöthig. Am Abend jener unglücklichen Entdeckung aber, wo die Stadt in Mondscheine schwamm, rettete er sich

in das Parolone des Klattringer Rathswagens, und befahl dem Kutscher, so nahe an die Hausthüre anzufahren, daß er, ohne den blauen Himmel über sich zu sehen, aus der beweglichen Interimsfreistatt des Wagens in das Haus gelangen könnte.

Hannchen und Ahlwardt hatten die Erzählung des Bürgermeisters mit kaum verhaltenem Lachen angehört. Sie hatten beide kein großes Zutrauen zu den Weissagungen der braunen Schwester und Ahlwardt wollte sogar das Eintreffen der erstern ganz natürlich erklären, weil die schlaue Dirne erst dann dem Hoffaktor die Gesundheit wahr sagte, als sein Arzt beschlossen hatte, ihm nicht mehr daran hinderlich zu seyn; das klügere Hannchen hingegen meinte, der Sicherheit wegen sey es doch rathsam, solche Warnungen nicht ganz in den Wind zu schlagen, weil man dann, wenn ein Unglück geschähe, sich wenigstens keine Vor-

würfe zu machen brauche. Der Bürgermeister lobte die kluge Rede seiner Tochter, wiewohl er die eigentliche Klugheit darin nicht bemerkte.

Je mehr der Hoffaktor sich und sein Zimmer vor dem Mondschein verwahrte, desto unbesorgter setzten sich die beiden Liebenden seiner vertraulichen stillen Beleuchtung aus, und niemals war wohl der Mond so eigentlich der Patron und Protektor eines erotischen Bundes gewesen, als bei Hannchen und Ahlwardt. Die Undankbaren hatten aber ihren Beschützer eher vergessen, als der Hoffaktor den nächtlichen Feind seines Lebens, und sie setzten ihre Abendpromenaden sogar bei seinem abnehmenden Lichte vorwiegend fort.

Einst saßen sie ganz unbefangen, aber sich selbst sehr zärtlich umfangend, vor der Hausthüre, als sich auf einmal hinter ihnen ein Fensterladen aufthat und in dem Fenster selbst das

bürgermeisterliche Haupt erschien. Der Mondscheue hatte seinen Kalender konsultirt, und da dieser das Erscheinen seines Feindes erst nach Mitternacht verkündigte, so fühlte der Bürgermeister sich von einem sonderbaren Muthе erfüllt, und wagte es einen Blick in das Feld der Gefahr zu werfen.

Hannchen fuhr erschrocken aus der Umarmung auf, und da ihr sogleich die Verbindung zwischen der Abwesenheit des Mondes und der Anwesenheit ihres Vaters einleuchtete, rief sie, unbesonnen genug, laut aus: „Ach der Mond!“ Hübschen Mädchen indessen wendet selbst das Schicksal alles zum Besten. Anstatt in diesem Ausruf das klare Bekenntniß der Liebeskonföderation unter dem Schutze des Mondes zu hören, meinte der bestürzte Bürgermeister, sein Kalender habe ihn irre geführt, und Hannchens Ausruf verkündige das Erscheinen seines Todmeteors. Er fuhr eiligst zurück,

schloß Fenster und Laden, und über der Sorge um den Himmel hätte er von dem, was auf Erden vor seinen Augen vorging, nichts bemerkt, wenn nicht die beiden Liebenden, von einem ähnlichen tragischen Irrthum verführt, sich selbst verrathen hätten.

Diese deuteten das plötzliche Zurückprallen des Hoffaktors und sein Pathos, mit welchem er Fenster und Laden schallend verschloß, auf Schreck und Zorn über die unerwartete Ummarmungsscene, und Hannchen versicherte, sie könne und werde nach diesem Vorfall ihrem Vater um keinen Preis wieder unter die Augen treten. Ahlwardt schwur ihr zu folgen, wohin sie wolle, und Stadt und Stadtschreiberei um sie zu verlassen. Ueber die Nothwendigkeit der Flucht war man geschwind einig, auch darüber, daß man ohne Aufschub fliehen müsse. Mit Thränen sagte Hannchen dem väterlichen Hause Valet, mit männlicher Ent-

schlossenheit zu dulden und zu arbeiten für die Geliebte, drückte Ahlwardt den Hut fest in die Augen, und so wanderten beide dem Stadthore zu. Die ungestörte Ruhe auf den leeren Gassen begünstigte den Anfang des Abentheuers, und weil sich die Phantasie der Flüchtlinge durch keine Gefahren der Gegenwart beschäftigt fand, so hatte sie Zeit, die Zukunft, und die allgemeinen Fragstücke jedes Lebensprocesses: was werden wir essen, was trinken, womit uns kleiden? in genguere Ueberlegung zu ziehen.

„Hätte ich doch mein Pathengeld zu mir genommen,“ sagte Hannchen nach einer Pause des Gesprächs und ging etwas langsamer, „oder wenigstens etwas Wäsche!“

Ahlwardt griff mechanisch in seine Tasche und fand dasselbe zu wünschen.

Die Schritte wurden immer langsamer.

Nach einer kleinen Weile klagte das arme

Hannchen über Ermattung, und bald mußte sie ausruhen und sich auf ihren Begleiter stützen.

Noch waren sie nicht am Stadthore, als in dem hoffenden Mädchen eine entfernte Möglichkeit wie ein schwacher Lichtstrahl aufdämmerte, daß auch der strengste Vater gegen sein einziges Kind nicht ganz unerbittlich seyn könnte, und daß eine Umarmung überhaupt unmöglich ein so großes unerläßliches Verbrechen sey. Wie hätte Ahlwardt der kindlichen Liebe sich widersetzen können. Beide Liebende umarmten sich nochmals auf das zärtlichste, fragten ihr Gewissen, ob es Sünde sey, und da ihnen das Herz dabei nicht eng und klein, sondern offen und groß ward, so gingen sie ruhig, Arm in Arm zurück, dem Vater mit dem Geständniß ihrer Liebe zuvorzukommen, und um seinen Segen dazu zu bitten.

Der Hoffaktor war über das Geständ:

niß kaum so erstaunt, als die beiden Liebenden über die Entdeckung, daß weder Flucht noch Geständniß nöthig gewesen wäre. Schon hoffte der Vicestadtschreiber, auf dieses, sich als frei bewährende Geständniß der Schuld, die Bitte um völlige Vergebung und Tilgung derselben durch die Heirath gründen zu können; als der Bürgermeister auf einmal höchst entrüstet auffuhr und dem ungebetenen Schwiegersohne jede Hoffnung rund abschlug.

„Hat sich denn alles gegen mich verschworen,“ rief er halb verzweifelnd, „der Mond wirft mit Steinen und nun wirft sich gar meine Tochter einem Gelehrten an den Hals!“

Ahlwardt schien durch diese Zurücksetzung seines Standes etwas beleidigt, Hannchen wußte aber recht wohl, daß ihr Vater den Stadtschreiber keinesweges für eine geringe Person im Staate achtete, sie vermuthete daher einen verborgenen Zusammenhang zwischen den Mondsteinen

und der Abneigung ihres Vaters gegen ihre Verbindung mit einem Gelehrten. Und darin hatte sie Recht.

Dieselbe prophetische Zigeunerin hatte dem Hoffaktor in dem Strome ihrer Beredsamkeit auch von seinem Sohne, dem dereinstigen Bürgermeister, viel hohe und erfreuliche Dinge versprochen. Als sie nun hörte, daß der neue Bürgermeister zwar mit einer Tochter, nicht aber mit männlicher Descendenz gesegnet sey, hatte sie mit eregetischer Gewandtheit ihre Prophezeihung auf den künftigen Schwiegersohn gedeutet. Nun war es aber ein altes Herkommen in dem Städtlein Alatrinsgen, daß das Stadtreghment blos von angeesehenen, dem Nährstande, keinesweges aber dem Gelehrtenstande zugethanen Bürgern verwaltet werden dürfte. Ahlwardt konnte sich daher zwar demaleinst zum wirklichen Stadtschreiber, unmöglich aber zu einem Mitgliede des Ma-

gistrats oder gar zum Bürgermeister erheben. Eine solche Vernichtung seiner liebsten Hoffnungen trug das Herz des Hoffaktors nicht. Er untersagte sogleich seiner Tochter allen weiteren Umgang mit dem Vicestadtschreiber, sogar die französischen Lektionen wurden mit dem Interdikt belegt, und der Sprachmeister bekam die Weisung, binnen acht Tagen die Wohnung des Bürgermeisters zu verlassen, und ein andres beliebiges Quartier zu beziehen.

Die Liebe aber verändert ihre Wohnung nicht so schnell, und achtet weder Aufkündigung noch Gebot. Ahlwardt räumte sein Stübchen im Hause des Bürgermeisters, aber die Liebe räumte sein Herz nicht, sondern zog mit ihm in andere Straßen und andere Häuser. Als er noch zuletzt seine vier leeren Wände revidirte, und, um nichts als Spuren der Ordnung zu hinterlassen, allerlei unnütze Papiere

und andern Kleinigkeitkram zum Fenster hinaus, in ein unbesuchtes Hofschen beförderte, erhob sich plötzlich unten ein wilder Lärm, und des Bürgermeisters Stimme ließ sich dabei sehr heftig und zornig vernehmen. Ahlwardt eilte hinab, und holte in der Thüre den erzürnten Hoffaktor ein, der mit Hut und Stock schon zu Rathhause eilte. Aus den abgebrochenen Vorwürfen, welche der Bürgermeister unterwegs mit halberstickter Stimme ausstieß, konnte Ahlwardt sich nur so viel entziffern, daß des Bürgermeisters Haupt von einem Steine unsanft berührt worden sey, und daß dieser Stein seinen Weg zwar von oben herab, aber nicht aus dem Mond, sondern aus Ahlwardts Fenster genommen habe. Dabei hörte der Bürgermeister auf keine Entschuldigungen, und sah in dem Steinwurf nichts als einen Erguß von Ahlwardt's Rache, wegen der entzogenen Wohnung.

Das Corpus delicti prangte auf der Rathstafel, und das Protokoll über die gerügte Injurie auf dem Bogen des Actuars. Da trat ein Fremder, welcher in andern Geschäften das Rathhaus besucht hatte, höflich zu dem Tisch, und erbat sich den Stein zu genauer Besichtigung. Der Hoffaktor ermangelte nicht, die mit diesem Steine verübte Frevelthat nochmals ausführlich zu erzählen, aber der Fremde lächelte zweideutig, als gedächte er an die Steine des Fichtelgebirgs, mit welchen ein Hirt oft nach einem Heerdenthier wirft, das weniger werth ist, als der Stein. Dabei fragte er, ob ihm der Stein nicht für Geld und gute Worte überlassen werden könne, indem es ein ächter Mondstein sey, welchen er in seine Sammlung aufzunehmen wünsche.

Wie ein elektrischer Schlag erschütterte den Bürgermeister das Wort: Mondstein. Die Prophezeihung war erfüllt, der Mond hatte

wenigstens durch eine Deputation sein Haupt berührt, und noch lebte er, noch war er Bürgermeister! Ahlwardt unterließ nicht, ihm dieses, so wie seinen und seiner Liebe Antheil an der glücklichen Lösung des gefürchteten Schicksals aus einander zu sehen, der Hoffaktor nahm seine Rüge gern zurück, überließ dem Fremden den steinernen Mond, Emigranten, und ging versöhnt mit dem Viceschreiber nach Haus.

Nur von Ahlwardts Liebe wollte der Bürgermeister nichts hören. Vergebens legte ihm Ahlwardt unterwegs sogar einen kurzen Prospektus seines akademischen Lebens vor, um den Verdacht einer zu tiefen Gelehrsamkeit von sich zu entfernen. Vergebens berief er sich auf das Urtheil der ganzen Fakultät, welche ihm vielmehr noch einiges Studium der Rechtswissenschaften beim Examen angerathen hatte, — der Bürgermeister blieb

unerschütterlich bei seiner Antipathie gegen den bloßen Namen eines Gelehrten, versicherte aber den Stadtschreiber, für die Person, seiner ewigen Freundschaft und Dankbarkeit.

Im Hause des Bürgermeisters hatten sich indessen noch unwillkommenere Gäste, als der Krieg sie herbeiführte, eingefunden. Der Hofaktor hatte der Stadt bisher besonders durch mehrere Lotterie-Kollektionen nützlich zu werden versucht, und sich dabei als ächter Patriot rühmlichst aufgeopfert. Die Capitalien auf seinem Hause wurden von Jahr zu Jahr größer, und die Gewinne, welche in seine Kollekte fielen, kleiner, seine eigenen Loose trafen gar nur Nieten. Die Gläubiger hörten auf gläubig zu seyn, und drangen auf Zahlung. Jetzt, als der Bürgermeister sicher war, vom Monde nicht zerschmettert zu werden, drohte eine schwere Schuldenlast ihn zu erdrücken.

Während seiner Abwesenheit hatte die strenge
Justiz

Justiz die starrköpfigen Gläubiger in das Haus des Bürgermeisters eingewiesen und die Subhastation desselben angefest. Sein Zorn brach nun von neuem gegen Ahlwardt los, denn mit dem Hause ging, nach Klattering Stadtrecht, auch das Bürgermeisteramt für ihn verloren, und so behielt die Zigeunerin Recht, daß er Bürgermeister seyn werde, bis der Mond mit seinem Kopfe in die bewusste Berührung kommen werde. „Ist ein Mensch unglücklicher als ich?“ rief er trostlos, „und daran ist alles der verdammte Mond und der Stadtschreiber Schuld!“

Aber das Maas seiner Leiden war noch nicht voll. Der Stadtschreiber revidirte eben die Summe seiner juristischen Kenntnisse, um dem Bürgermeister wo möglich noch aus der Noth zu helfen, als der Briefträger kam, und die Lotterielisten brachte. Eine Riete konnte diesmal dem Bürgermeister nicht

beschert seyn, denn noch heute hatte er sein letztes Loos verkauft. Aber keine Niete hatte den hoffenden Colporteur noch so getäuscht, als der große Gewinn von dreißigtausend Thalern auf dieses, kaum vor ein paar Stunden verkaufte Loos.

Wer hat es denn? fragte Hannchen bestürzt.

„Ach,“ erwiderte er, der Stadtschreiber.“

Halb verwirrt vor Freude, griff A h l w a r d t nach seiner Briestafche. Ist's Nummer 2648. fragte er, „mit der Devise: Wo die Gefahr ist, muß Johanna seyn?“

„Ja!“ rief der Hoffaktor, „und Sie sind an allem Schuld, denn wegen Ihrer Devise hab' ich das glückliche Loos verkauft, weil ich von Ihnen nichts mehr wissen wollte.“

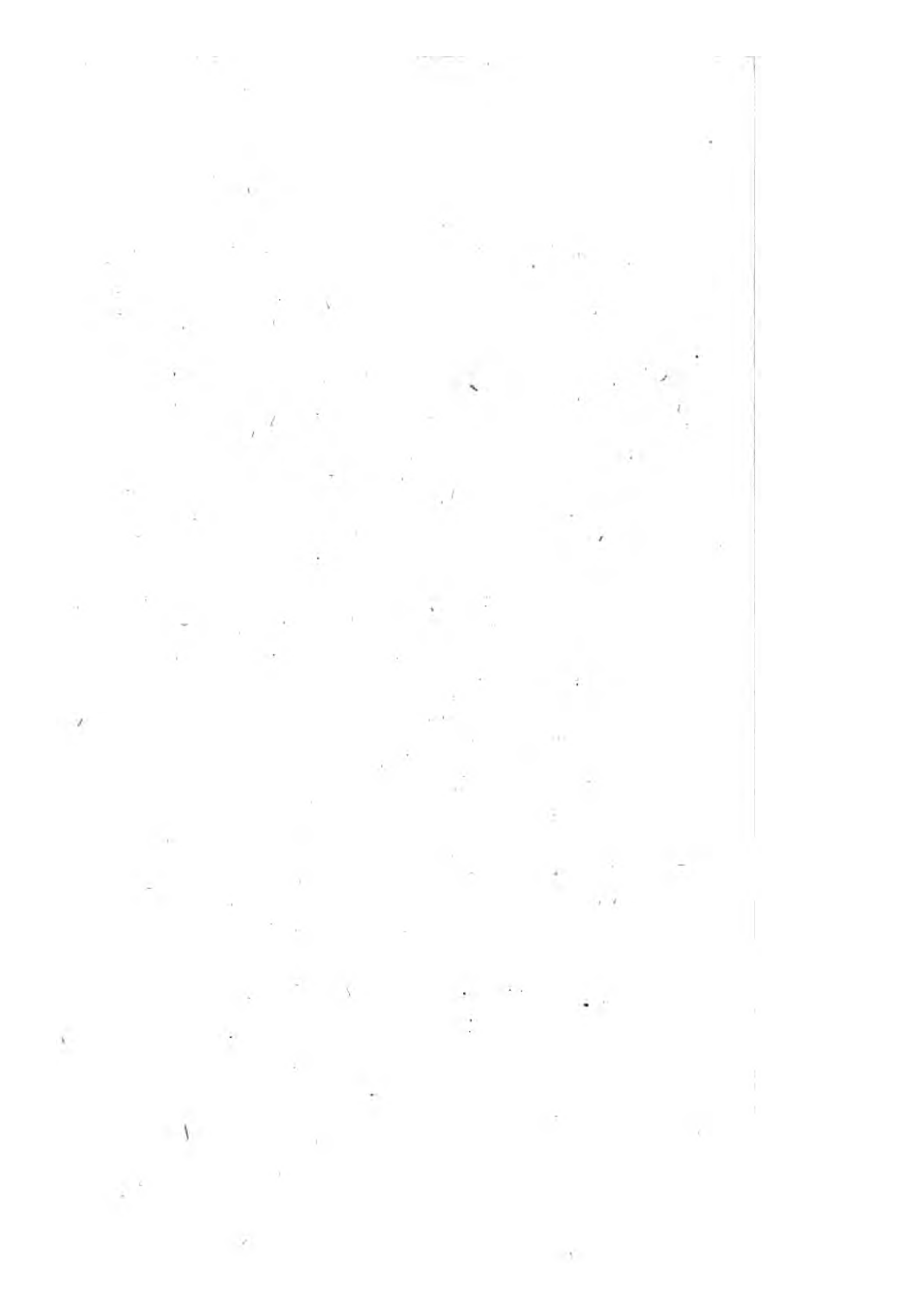
„Und wegen der Devise hab' ichs vom al-

ten Stadtschreiber gekauft," antwortete Ahlwardt, „freuen Sie sich, hier ist das Loos!"

Der Bürgermeister aber, welchen die Erfüllung der Prophezeiung so nahe berührt hatte, wagte es nicht mehr, sich dem Schicksale zu entziehen. Er glaubte vielmehr, daß es an der Zeit und Stunde sey, sein bürgermeisterliches Amt niederzulegen, und die Weissagungen selbst zu erfüllen, bevor ihm der Mond ein andermal Leben und Amt zugleich nehme. Er gab daher dem Stadtschreiber das dargebotene Loos zurück, und überließ ihm Tochter und Haus dazu, mit dem Beding, daß er seine Stadtschreibersubstitution niederlegen, und sich dafür um eine Stelle im Rathe selbst bewerben solle. Die Bedingung seiner eigenen lebenslänglichen Besorgung konnte er nicht hinzusetzen, denn Tochter und Schwiegersohn machten ihm selbst dieses zur Bedingung der Annahme seines Hauses.

Der Klattringer Stadtmagistrat freute sich eines so reichen Collegen, und anticipirte die Wahl desselben auf den Tag der Hochzeit. Der Hoffaktor aber erlebte noch die Freude, seinen Schwiegersohn auf dem bürgermeisterlichen Stuhle thronen, und die Zigeunerweissagungen sämmtlich zu seiner Zufriedenheit erfüllt zu sehen.

Kleine Gedichte.



E l e g i e.

Zweifach giebt, wer behend das Gebetene
reicht, die Verzögerung
Raubet der Gabe den Werth, wandelt in
Nichts das Geschenk.

Alles gewährt ihr Götter, den Sterblichen; doch
die Gewährung
Findet den Wunsch nicht mehr, zeigt dem
Todten den Arzt.

Mangel erkrankt, und gestumpftes Sinns hebt
dieser die Erbschaft;

Menschenentwöhnet erreicht jener die Staf-
fel des Ruhms,

Schleichenden Schritts naht jenem das Amt und
erreicht den Greis erst,

Wenn noch schleichender ihm säumet der
wankende Schritt.

Also täuscht ihr, Götter, den Sterblichen! Aber
vor Allen

Freut sich der Schalk Amor, solches ver-
derbliches Spiels.

Ach, wie erglühst ich in Liebe zu Glyceren! dor-
rende Sehnsucht

Schwelgt' in verzehrender Brunst Jugend
und Leben hinweg.

Aber sie blüht auch schön, wie die Himmlischen,
wenn zu dem Wettkampf

Ueber der Schönheit Preis reizender jede
sich zeigt.

Chariten kamen, die Holde zu schaun und ver:
gaßen Dionen,

Schlingend weicheres Haars zarteres Lock:
fengeflecht.

Ares nahte, der rüstige Paladin Afroge:
neia's,

Aber der Panzer beklemmt ihm, der zu en:
ge, die Brust.

Seufzend wandt' er sich um, und erwog in dem
göttlichen Busen,

Ob sein Loos im Olymp wol das beglück:
teste sei?

Adrasteia, die ernstumschauende, kam, in den
Händen

Haltend Zügel und Maaß: ach, sie entglit:
ten der Hand:

Maaßlos war der Bewundernden Lust, in den
eigenen Busen

Blickte das Aug' nicht mehr, suchte das
schönere Bild.

Konnt' ich, Sterblicher, kalt anschau, was die
Götter entzückte?

Ganz durchflammtest du mich, Götterbewälti-
gerin!

Dir nach zog ich. Es spotteten oft nachspähns
de Gefährten,

Lachten des Blinden, der stets nicht den
Bekanntesten sah.

Denn, wie der Sonne Gebild nicht weicht dem
geblendeten Auge,

Senk' es die Wimper herab, oder beschau
es die Welt,

Also schwebte das liebliche Bild mir vor, es
verschönte

Nächtliches Schlags Traumbild, barg die
Gestalten des Tags.

Kauschte das Kleid, so vernahm ich entzückt
den Gesang der Gestirne,

Schwebt ihr Schatten, beglückt pries ich
beschatteten Grund.

Aber sie achtete nicht des Erglühenden sehnen-
der Inbrunst,
Schwebend im Weihrauchdust feierndes
Opfergewölks,
Prangte sie hoch, wie die Sonne, wenn bals-
samhauchende Blumen
Schmeicheln der Göttlichen, stolz achtet der
Winde sie nicht,
Welche mit ihr aufblüht, mit dem scheidenden
Lichte dahinsinkt,
Denn nicht Mond und Gestirn gnüget der
liebenden Brust.
So hinschwand mir in Leid manch Jahr voll
schmerzlicher Sehnsucht,
Brünstig fleht' ich empor, stürmte den Göt-
terolympe
Fruchtlos. Endlich erhört mich ein Gott, den
du Liebliche doch nicht
Beugtest, der jegliche Wehr bricht, wie die
Stärke des Manns,

So anfassender Reize Gewalt, und die magische
Schönheit,

Ach, ein finsterner Gott, Kronos, der Vater
der Zeit!

Auf dem verblüheten Arm herträgt er den lächelnden
Spötter,

Schlaff ist der Bogen, der Pfeil stumpf
und von matterem Glanz.

Willig folgest du selbst, doch nicht mehr gleichst
du selbst dir,

Auch nicht gleichet der Wunsch voriger
Flammenbegier.

Also spielen die Götter mit uns! Sie betrügen
das Schicksal,

Bitten gewähren gebeuts, aber sie täuschen
den Schluß.

Der große Komet.

Neue Legende.

Von schöner Paradieses Au
Hielt Vater Noah jüngst die Schau
In der Welten weiteste Fernen,
Wo mit vielen goldenen Sternen,
Als wie mit Himmelsblumen bekränzt,
Seine Arche ihm freundlich entgegenglänzt,
Die jetzt, in heitern Himmelsräumen,
Statt Fluten, Aetherwellen umschäumen.
— Argo nannt' sie die Heidenwelt,
Von Jason, dem großen Fabelheld. —
Wie des Erzwaters Blicke dahin schweifen,
Sieht er einen hellen Feuerstreifen
An seinem Schiffe vorüberfliehn,
Und immer flammender weiter ziehn.

Der Patriarch denkt: den soll ich kennen.
Der brachte zu meiner Zeit die Flut,
Jetzt aber scheint er gar zu brennen,
Und das von der feurigsten Zornesglut.
Halt! ruft er, gieb dir ein wenig Rast,
Du seltener, flammengeschweiffter Gast!
Sollst du vielleicht für neue Sünden
Die Welt mit so wilder Glut entzünden?
Harr ein wenig hier! Noch ist es wol Zeit
Zu erseh'n für die Erde Barmherzigkeit.
Da schüttelt der Stern sein Flammenhaar,
Spricht: Ungern thu' ich mein Amt fürwahr,
Und lieber schmelzt' ich mit meinen Flammen
Reinigend dort die Erde zusammen,
Als daß ich die Menschen durch meine Glut,
— So soll ich — entflamme zur Kriegeswut.
Jetzt hab' ich in langgestrecktem Bogen
Der entferntesten Welten Räume durchzogen,
Habe Gift gesaugt an dem Skorpione,
Tyrannenlust an der südlichen Krone,
Noch hol' ich mir Zorn aus des Löwen Brust,
Aus dem Bär die kalte Zerstörungslust,

Vom Schlangenträger die Ränke und Fallen,
Vom Adler die raubbegierigen Krallen.
Das schütt' ich dann zu Verheerung und Graus
Auf die Erd' in feurigen Fluten aus.
Dagegen baut Niemand die rettende Arche,
Als einzig der Tod in dem schützenden Sarge.

Der Erzvater schüttelt sein Haupt, und denkt
Wie er das Uebel, wenn nicht ablenkt,
Doch wenigstens seinen verlornen Kindern,
Durch Vatersorgfalt vermöchte zu lindern.
Da spricht er zu dem Flammenstern:
Gelobt sei stets der Wille des Herrn!
Und wenn wir All' auch ihn nicht ermessen,
Und gleich zu verzweifeln sind bereit,
Er wird die Seinen doch nie vergessen,
Der Vater der ew'gen Barmherzigkeit.
Und sicher hast du hier mich gefunden,
Dem Vaterliebe das Herz bewegt,
Daß ich Balsam ersänn für die schmerzlichen
Wunden,
Die deine Hand meinen Kindern schlägt.

Drum sollst du auch selbst für die bittern Leiden
Der Menschen das heilende Mittel bereiten.
Ich war ja nicht bloß der Schifffahrt Erfinder,
Die Krieg und Eifersucht angefacht;
Ein Besseres noch lehrt' ich meine Kinder,
Und daraus sei jetzt ihnen Trost gebracht.
Nimm deinen eiligen Flug zu dem Leuen,
Und entsaug seiner Brust unerschütterten Muth
Sich mächtiges Armes im Kampf zu erfreuen,
An die Freiheit zu setzen das eigene Blut.
Zum Triumphlied wecke die Saiten der Leier,
Und fasse den nördlichen Siegeskranz,
Doch mildre mit sanftschimmerndem Schleier
Des Himmelsgürtels den flammenden Glanz.
Von des Schwanes wollauttönendem Munde
Nimm Wonne des Dichters, die noch im Lied
Verherrlicht die bange dunkle Stunde,
Wo jede Freude der Welt von ihm schied. —
So wandle nun hin mit dem flammenden Flügel,
Und leere die Schaafe voll Zorn und voll Graus;
Doch auf meine grünenden Nebenhügel
Gieß mildernd auch meine Gaben aus.

Und wie sich die Erde mit Blut beslecket,
Durch deiner Flammen verderblichen Schein,
So werde den Menschen ein Tröster gewecket
In himmelgespendetem Götterwein.
Mit Löwenmuth soll er Männer entzünden,
Die Alten erfüllen mit Jugendkraft;
Die Guten zu schönem Verein verbünden,
Der das Rechte will, und das Göttliche schafft.
Und den Dichter entflamme sein Himmelsfeuer,
Zu des höchsten und zartesten Liedes Gesang,
Doch mildere stets der Anmuth Schleier
Den wilden saitenzerreißenden Klang,
Und Glaub' und Hoffnung, in trüber Stunde,
Entström' aus ihm in das klagende Herz,
Daß wohl lautvoll von dem sterbenden Munde
Hinton' im Lied der besänftigte Schmerz.
So geh' und leucht' auf dem flammenden Pfade,
Und kommst du, ein traurender Wanderer zurück,
Dann sende dich bald der Vater der Gnade
Als hellen Verkünder von besserem Glück.
Und als er kaum vollendet die Worte
Und wendet das traurende Angesicht,

Da glänzt an goldener Himmelspforte
Gewährung ihm in dem heitersten Licht.
Und es rauscht die ewig grünende Ranke,
Die dem heiligsten Mahle spendet den Wein,
Und der Vater der Menschen, beseligt von Danke
Stimme froh in die Chöre der Himmlischen ein.

So ist nun am hohen Himmelsbogen
Im elften Jahr der Komet gezogen,
Hat die Welt mit Kriegeswut verheert,
Doch auch sein Füllhorn von Gaben geleert.
Und in den wenigen kurzen Jahren
Hat Jung und Alt es schon erfahren,
Was Vater Noah jedem Land
Durch den Kometen Gutes gesandt.
Drum soll auch seiner bei jedem Becher
Dankbar gedenken ein wahrer Zecher.
Und genießt er ein Glas köstlichen Elfer,
So ruf er: Heil, Vater Noah, dem Helfer.

A b s c h i e d.

Im Frühlingshain ertönen tausend Stimmen,
Der Zeißig zwitschert bei der Nachtigall,
Das Heimchen zirpt, es summt ein Chor von
Immen,

Zum Blattgelispel rauscht der Wasserfall.
Nicht Alle sehnst du dich zu hören,
Vom Schönsten wirst du nur erfreut,
Doch keinen willst du stören,
Der seine Gabe heut.

Gönn' auch dem Wort, das bald in ernsten
Tönen,

Bald leicht im Scherz bei dir vorüberschwebt,
Und bald im Rhythmus griechischer Kamönen,
Bald in des Reimes buntem Spiele lebt,
Gönn' in dem großen Heiligthume
Ihm seines Daseins kleinen Raum;
Es dürstet nicht nach Ruhme,
Ihm gnügt ein heitrer Traum.

Und ist es ihm auch Einmal nur gelungen
Zu deuten, was geheim der Geist empfand,
Ward Eine Brust von seinem Ton durchdrungen
Und fühlte gern dem Dichter sich verwandt;
Ward nur Ein Herz auf kurze Stunden,
Unholder Wirklichkeit entrückt,
Dann ist sein Lohn gefunden,
Dann preißt es sich beglückt.



59603663

1804

